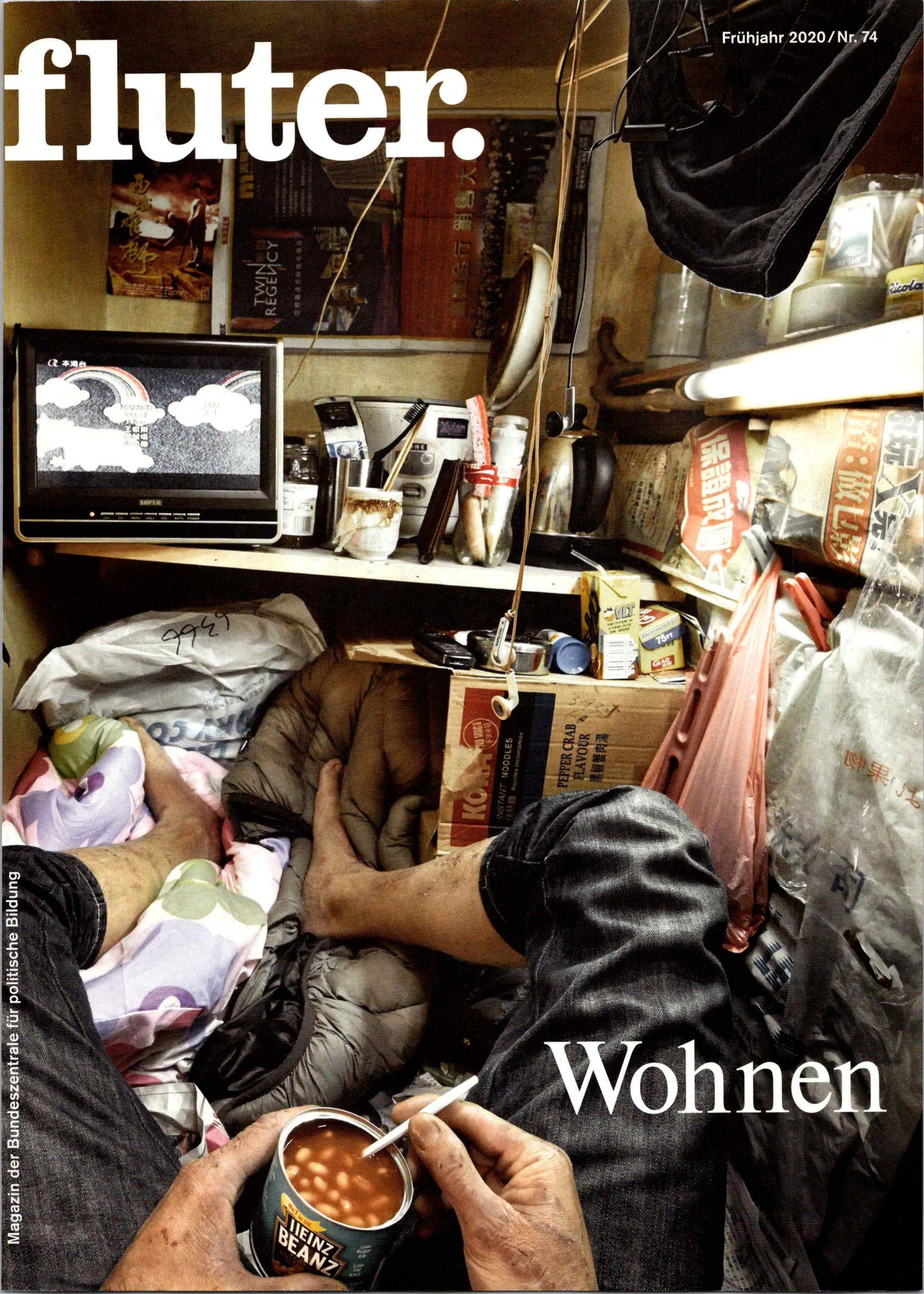


fluter.

Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Wohnen



Endlich mal Plan von der Stadt



Damit du in der Diskussion den
Überblick bewahrst: das Dossier zum Thema
Stadt & Gesellschaft auf bpb.de/Stadt

Editorial



Wohnen formt unser Leben in Räumen, Dingen und Regeln. Wie wir wohnen, ist immer gleichzeitig etwas sehr Nahes, Individuelles und Soziales – wir ziehen uns zurück, wir laden ein, wir zeigen uns uns selbst und den anderen. Hier beweist sich auch unsere Haltung zu den vorgegebenen Verhältnissen. Die Kleinfamilie ist das vorherrschende und bewährte Rollenmodell. In den westlichen Gesellschaften der Konkurrenz und allgegenwärtigen Warenwelt ist das Design und die Präsentation unserer Einzigartigkeit ein Wert, der auch beim Wohnen Umsatz bringt. Es gibt aber immer noch andere Möglichkeiten und Mutige, die sie ergreifen. So sind in den letzten Jahren neue Wohnformen und Utopien entstanden und wiederentdeckt worden – wie die solidarische WG oder genossenschaftliche Wohngemeinschaften. Sie erproben dabei auch verschiedene Vorstellungen davon, was Eigentum ist und sein sollte. Dabei kann es helfen, sich andere Formen von Wohnen – abseits unserer westlich geprägten Vorstellungen – anzuschauen.

Wohnen ist aber nicht nur im Nahraum sozial. Wir wohnen immer in der Gesellschaft, in der wir leben. Die konkreten wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen bestimmen auch unsere Wohnverhältnisse. Während vor allem in Ostdeutschland und ländlichen Gebieten Wohnungen leer stehen und die Hauspreise fallen, gibt es in vielen Universitätsstädten und Ballungsräumen akuten Wohnraum-mangel. Dazu kommt, dass die Wohnungspolitik noch bis vor einigen Jahren die Wohnungsfrage als gelöst ansah und dem Markt die weitere Entwicklung in die Hände gab. Dessen Gesetze sind brutal einfach, die Folgen teilweise monströs: Wenn Knappheit herrscht, steigen die Preise, wer die nicht bezahlen kann, fällt raus. Das geht hin bis zu offenem Rassismus und gewaltsamen Verdrängungspraktiken. Es herrscht eine zunehmende Spaltung zwischen Eigentümern und Mietern und zwischen denen, die sich hohe Mieten leisten können, und denen, die auf günstigen Wohnraum angewiesen sind.

Vom Sofa auf die Straße: Der Wohnraum wird knapper, das merken vor allem junge Menschen, die für ihre erste Wohnung oder ein WG-Zimmer nicht all ihr Geld ausgeben möchten – und deswegen auch schon mal demonstrieren gehen

Auch in Deutschland kehrt so in ganzen Regionen die Wohnungsfrage als soziale Frage mit neuer Vehemenz zurück. Die Kämpfe werden härter, die Fragen an die Politik drängender. Und der Blick in andere Metropolen der Welt zeigt, dass es noch viel schlimmer werden kann.

Deutschland hat in der Nachkriegszeit, gerade im Westen, eine beeindruckende Bilanz des Bauens und Gestaltens vorzuweisen. Wie kann es gelingen, hier anzuknüpfen? Brauchen wir eine Renaissance des öffentlichen, gemeinwohlorientierten Bauens und Wohnens? Welche Beteiligungsmo-delle sollen entwickelt werden? Wie können auch in den umkämpften Städten neue Lebensentwürfe Raum finden? Wie gestalten wir Wohnen angesichts der Klimakrise nachhaltiger und gerechter?

Wenn es gelingt, diese Debatten so zu führen, dass die Wohnungspolitik sozial und zeitgemäß weiterentwickelt wird, können wir uns auch beim Wohnen auf die entscheidende Frage konzentrieren: Wie wollen wir leben?

Thorsten Schilling

Inhalt

Schön zu Hause chillen
und mal ein Magazin lesen.
Das flutter-Abo gibt's gratis:
www.fluter.de/abo



34

06 Hinter den Türen

Zum Wohnen gehört vieles:
Heimeligkeit, Privatsphäre,
aber eben auch Streit und Arbeit.
Wir reden darüber

10 Fragen zur Wohnungsfrage

Unser Thema wird heiß diskutiert

Teil 1:

Wo bleibst du denn?

12 Mietropolis

München ist nicht die einzige
Stadt, in der es schwer ist,
eine Wohnung zu finden. Aber
hier ist es schon sehr arg

26



26 Formsache

Unser Schaubild zeigt
Möbelklassiker und was
sie über uns aussagen

14 Ich bleib dann mal da

Über einen, den der
Vermieter gern los wäre

28 Enge Kiste

Die „Cage People“ in Hongkong

17 Noch Fragen?

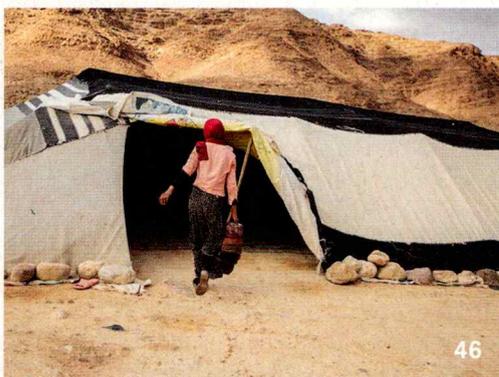
Wir haben mal beim Mieter-
verein Mäuschen gespielt

Teil 2:

Wie willst du leben?

34 Teilomat

Was heißt hier *deine* Unterhose?
In der Soli-WG nutzen alle alles
gemeinsam



46

18 Mangellerscheinungen

In San Francisco gibt es
eine Art Mietendeckel. Mal
schauen, was das so bringt

38 Ein Stück von mir

Das Haus, in dem ich als Kind
sehr daheim war, möchte ich als
Erwachsener nicht haben

20 Ach so, Sie sind Türkin ...

Rassismus bei der
Wohnungssuche ist alltäglich

40 Aus dem Häuschen

Tiny Houses sind eine Idee, um
nachhaltiger zu wohnen

22 Klappe zu

Was die Stadt Ulm tut, damit
Obdachlose besser schlafen

42 Our house

Mit wenig Geld ein Haus
kaufen? Diese Leute haben es
irgendwie geschafft

24 In Wagen wie diesen

Eine Frau, die im Auto lebt,
erzählt von ihrem Alltag

46 Zeltbürger

Zu Besuch bei Beduinen
in der Wüste

25 Es irgendwie schaffen

Vom Leben in einem Slum im
kenianischen Nairobi

50 Impressum & Vorschau

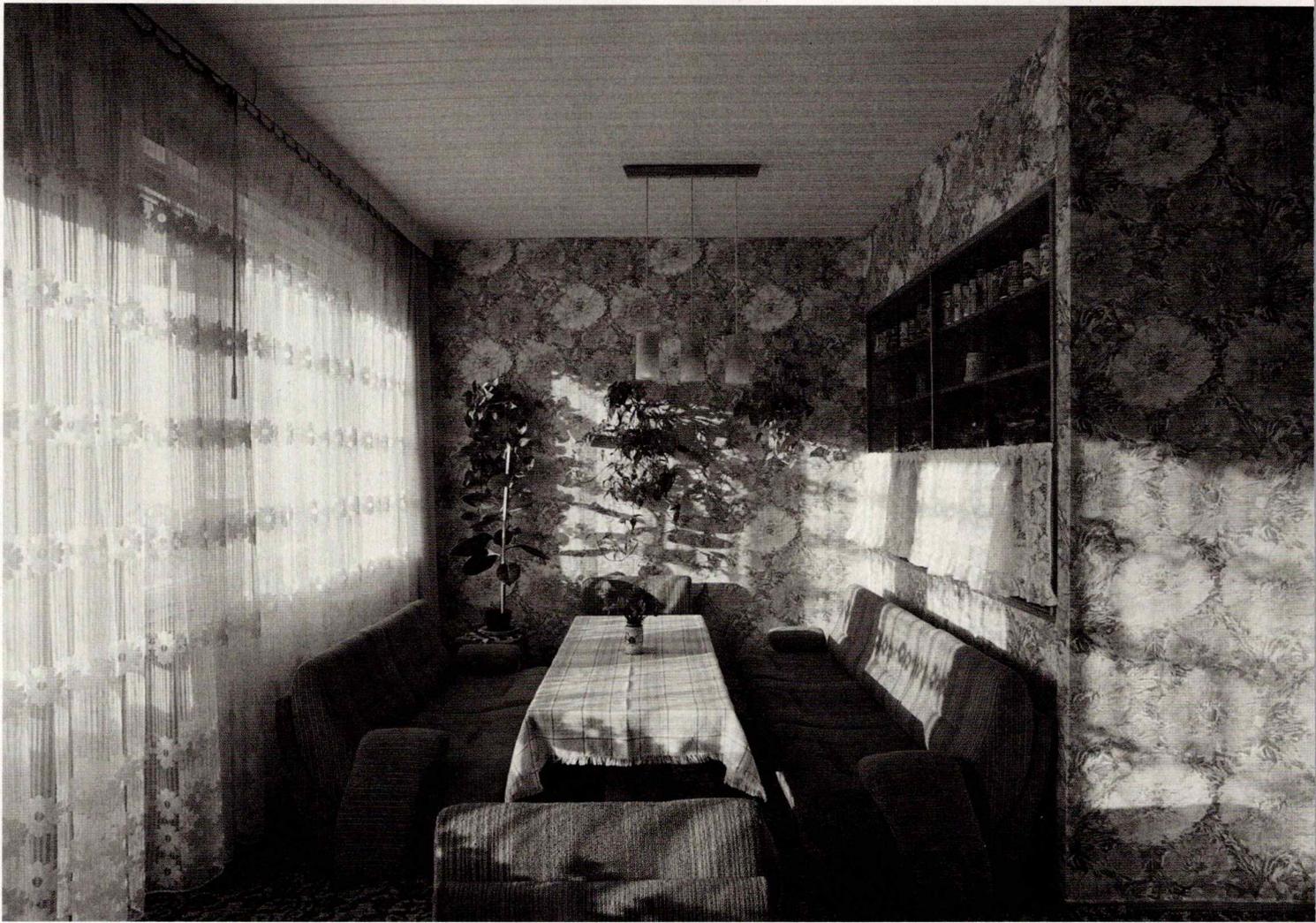


12



Hier ist doch noch Platz

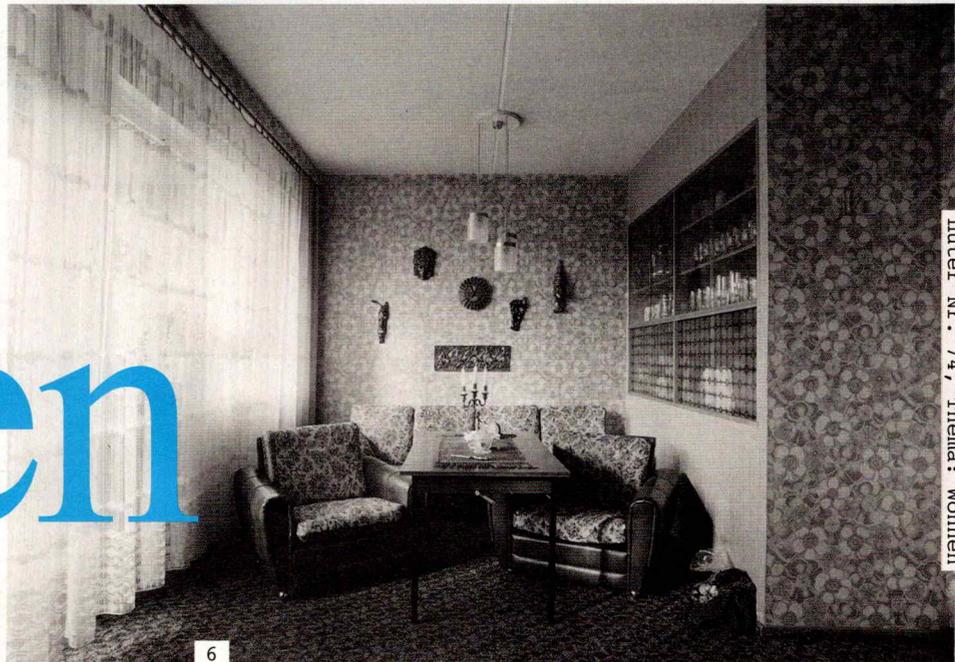
Während manche Großstädte aus allen Nähten platzen, stehen in ländlichen Gebieten viele Wohnungen leer – vor allem in Ostdeutschland. Dort wurden von 2002 bis 2012 aufgrund des massenhaften Wegzugs sogar 300.000 Wohnungen abgerissen. Bundesweit standen 2017 schätzungsweise 5,2 Prozent aller Wohnungen leer. Die meisten in Sachsen-Anhalt (12,6%), Sachsen (10,9%) und Thüringen (10%). Um neue Einwohner anzulocken, hat die Stadt Wittenberge in Brandenburg im vergangenen Jahr Interessierten eine Wohnung und einen Co-Working-Platz zur Verfügung gestellt – damit jeder mal testen kann, wie sich frische Luft und viel Platz anfühlen.



Interview: Oliver Geyer
Fotos: Sibylle Bergemann

Hinter

den Türen



Für manche ist es ein Ort der Gemütlichkeit, für andere die Hölle, wo sie häusliche Gewalt erfahren. Die Art, wie wir wohnen, ist viel komplizierter, als es schöne Fotos von coolen Einrichtungen auf Instagram vorspiegeln. Ein Gespräch mit der Wohnforscherin Irene Nierhaus

fluter: In diesem Heft gibt es einen Text über eine Frau in den USA, die aus Geldmangel in ihrem Auto lebt. Kann man da überhaupt noch von „Wohnen“ sprechen?

Irene Nierhaus: Als Mensch ohne Adresse wird man schnell ausgegrenzt. Aber das ist zunächst mal nur ein sozialer Maßstab. Ich möchte solche Lebensverhältnisse keinesfalls verharmlosen. Aber es gibt Untersuchungen von Wohnungslosen, wo dieses Sich-Einrichten deutlich zu sehen ist: Leute, die den Gehsteig um ihren Schlafplatz herum penibel sauber halten und ihre Habseligkeiten ordnen oder sich immer auf eine bestimmte Bank setzen. Das sind Minimalformen des Wohnens, die auch in Obdachlosenheimen zu beobachten sind, wenn Leute um ihr Bett herum Gegenstände wie Bilder oder Stofftiere platzieren. So schaffen sie eine Art eigenen Raum um sich herum.

Sehen Sie da ähnliche Muster und Gewohnheiten wie beim Wohnen in Wohnungen und Eigenheimen?

Das ist alles Teil des gesellschaftlichen Wohnwissens, das ich erforsche. Damit meine ich nicht in erster Linie das Know-how der Experten, also von Architekten oder Möbeldesignern. Mich interessiert mehr das Wissen der wohnenden Menschen selbst, das eher ein eingeübtes Handeln ist. Es geht um die Gemengelage zwischen den vorgegebenen Wohnnormen und dem, was wir als Personen damit tun. Und das können eben auch ganz abseitige Dinge sein.

Was für Dinge meinen Sie beispielsweise?

Wohnen wird ja in der Außendarstellung immer überwiegend positiv gecodet: Schaut her, das ist unsere neue Wohnung, ist sie nicht schön? In Wahrheit beinhaltet Wohnen ja auch viel, was wir lieber verborgen halten: Krankheiten, psychische Befindlichkeiten, Ängste, Gewalt. Auch das ist Wohnwissen, das in der öffentlichen Repräsentation des Wohnens aber nicht vorkommt.

Wie werden uns die Normen des Wohnens denn vermittelt?

Wir schauen eine Serie, und da hält sich eine Frau in einem sorgfältig ausgestatteten Wohnraum auf oder ein Mann in einem soundso gestalteten Büro. Es

entstehen Verschränkungen von Subjekten und Geschlechtern mit Räumen, die wir durch Medienrezeption aufnehmen und dann selbst praktizieren.

Und wie sehen diese Normen aus?

Es gibt nie nur die eine Norm. Aber das gängige Wohnkonzept in Deutschland und Österreich ist im Grunde immer noch das der Kleinfamilie, mit der üblichen Aufteilung: Wohnzimmer, Elternschlafzimmer, Kinderzimmer, Küche, Bad und so weiter. Auch wenn inzwischen viele neue Wohnformen wie Kommunen, Baugruppen, WGs oder Mehrgenerationenhäuser existieren und es eine wachsende Zahl von Singlehaushalten und Patchworkfamilien gibt – der Kleinfamilienhaushalt bildet immer noch den Grundstock des Wohnens.

Warum ist dieses Modell so langlebig?

Die Kleinfamilie mit Vater, Mutter, Kindern ist eine kalkulierbare Einheit für die Gesellschaft und die Gesellschaftspolitik. Außerdem muss man bedenken, dass der Familienhaushalt der Kern des privaten Warenkonsums ist. Es gibt also auch ein ökonomisches Interesse an diesem Lebens- und Wohnmodell. Je ausdifferenzierter das alles wird – mit Kinderzimmern für Jungen und Mädchen, mit Jugendzimmern, Wohnzimmern und Esszimmern –, desto mehr Objekte kann ich an den Mann oder an die Frau bringen.

Vielleicht entspricht diese bürgerliche Privatsphäre einfach einem menschlichen Bedürfnis.

Stimmt, es ist wichtig, dass wir nicht immer auf die anderen zeigen: DIE wollen so leben. Auch ich komme abends manchmal nach Hause und sage: Puh, bin ich froh, dass ich die Tür hinter mir zumachen kann. Gleichzeitig kann ich aber Kritik üben, weil ich weiß, dass diese Wohnform gekoppelt ist an bestimmte Vorstellungen, die ich ablehne.

Welche sind das?

Nehmen wir ein aktuelles Beispiel: Alexa, den häuslichen Sprachassistenten von Amazon. Da schleichen sich im Hype der Digitalisierung unserer Wohnungen durch die Hintertür wieder ganz alte Geschlechtervorstellungen ein: Alexa hat die Stimme einer jungen Frau, die mit ihrer freundlichen Hilfsbereitschaft ganz dem traditionellen Bild der Hausfrau entspricht – der Hausfrau, die früher vollständig von ihrem Ehemann abhängig und häuslicher Gewalt schutzlos ausgeliefert war. Und leider ist das immer noch aktuell. Trotz aller Fortschritte bei der Gleichberechtigung ist häusliche Gewalt weiter ein Problem. Und immer noch erledigen die Frauen den Großteil der unbezahlten Hausarbeit: Essen machen, Angehörige pflegen, da sein, wenn jemand krank ist.

Auch wenn das Wohnmodell der Kleinfamilie von großer Beständigkeit ist: Unterliegt es nicht dennoch einem steten Wandel, wie Menschen wohnen wollen?

Ich sehe wirklich nicht, dass sich so wahnsinnig viel verändert hat. Aber es gibt natürlich Trends und Zeitströmun-

gen. Zum Beispiel dieses große Es-sich-gemütlich-Machen und die Lounge-Kultur, die mit ihren Möbeln zum Reinfläzen fast schon an die Liegewiesen der 1970er-Jahre erinnert. Interessant ist, dass das in den öffentlichen Raum der Städte einsickert – wie man etwa an den Möbeln in Bars und Kaffeehäusern sehen kann.

Auch Hygge, die skandinavische Form der großen Gemütlichkeit, liegt voll im Trend.

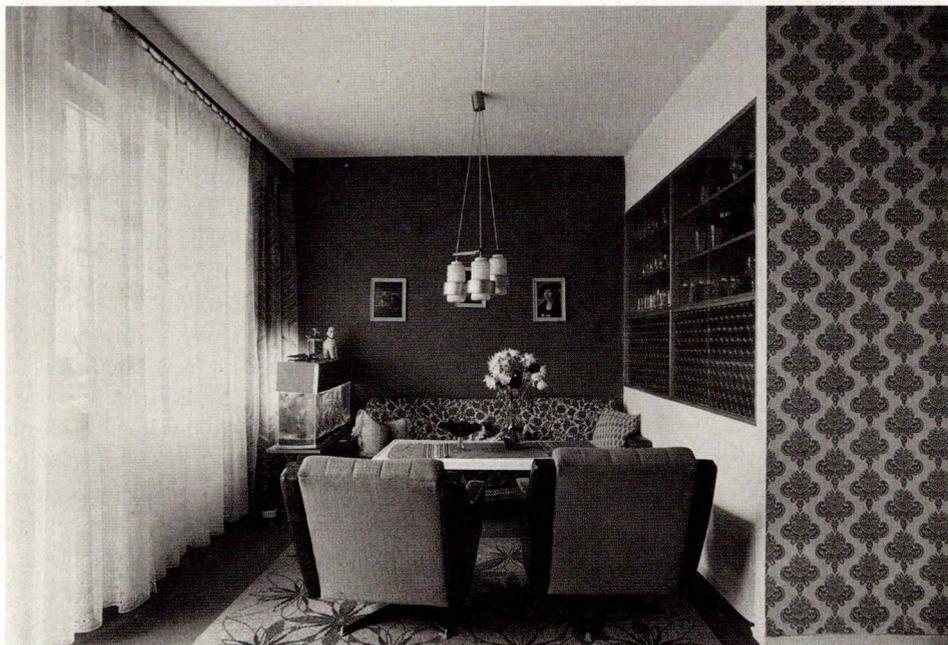
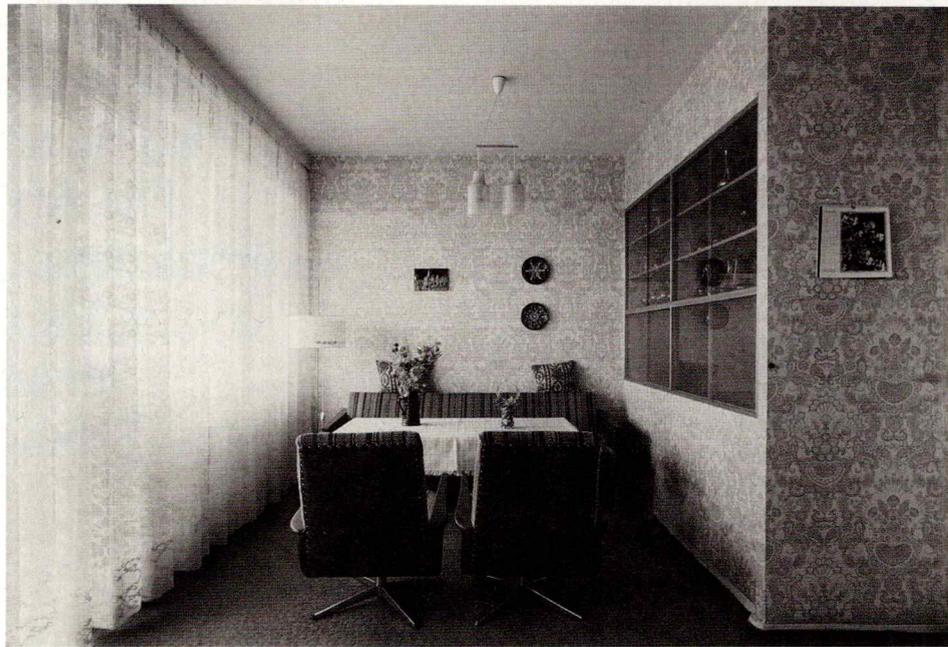
Ich halte das für eine Reaktion auf eine neoliberale Gesellschaft, in der Arbeitsverhältnisse unsicherer und staatliche Sozialleistungen abgebaut werden. Und wo Globalisierung und Zuwanderung den Menschen Verlustängste bereiten. Darauf wird mit Entspannungsfantasien reagiert. Die sind wie eine Art Schutzmantel.

Auf der anderen Seite dringt die neue Arbeitswelt durch digitale Erreichbarkeit und Homeoffice verstärkt in unser privates Wohnumfeld ein. Wie wirkt sich das aus?

Ich sehe nicht, dass die Arbeit hereinkommt und das Private verschwindet. Vielmehr dehnen sich das Öffentliche und das Private auf unterschiedliche Weise aus und durchdringen einander – wie man auch an den Lounge-Möbeln im öffentlichen Raum sieht. Was dabei herauskommt, ist aber auch nicht völlig neu. Die Frauen haben immer schon sehr viel Arbeit zu Hause erledigt: unbezahlte häusliche Arbeit und bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zum Teil auch Lohnstückarbeit, zum Beispiel für die Textilbranche. Und für die unteren sozialen Schichten gab es so etwas wie eine geschützte Privat- und Intimsphäre ohnehin lange Zeit nicht. Das hat sich erst im Laufe des 20. Jahrhunderts entwickelt.

Wie war es davor?

Das kleinfamiliäre Wohnen ist aus der bürgerlichen Familie entstanden, die sich bis Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt hat und dann zunehmend als Modell auf die proletarischen Schichten ausgedehnt wurde. Vorher hatten dort viele Generationen auf engstem Raum zusammengelebt. Oft gab es für alle gemeinsam gerade mal eine Küche und



Die Bilder auf diesen Seiten:

Wohl kaum eine andere Wohnform verbindet man so mit der DDR wie die Platte. Mit vorgefertigten Betonplatten schaffte man in Zeiten von Wohnungsknappheit schnell viel Raum für Menschen, die oft froh waren, aus kaputten Altbauten in den Neubau umziehen zu können. Die 2010 verstorbene Fotografin Sibylle Bergemann zeigte, wie unterschiedlich die Menschen mit ihren – vom Grundriss her – normierten Wohnungen umgegangen sind.

ein Schlafzimmer. Die heutigen Normen von Wohnen und Privatsphäre galten da natürlich noch nicht. Es ist zum Beispiel kein universelles Gesetz, dass wir uns bei der Körperhygiene einschließen und uns dabei anderen lieber nicht zeigen. Im beengten proletarischen Wohnen holte man sich seinen Eimer Wasser in die Küche, um sich dort zu waschen – vor den Augen der anderen.

Ist es ein Gewinn an Lebensqualität, wenn Menschen mehr Privatsphäre haben?

Selbstverständlich müssen Menschen sanitäre Anlagen haben, in denen sie ungestört und sicher Körperpflege betreiben können. Aber schon im Zuge

Der Trend zum Gemütlichen ist auch eine Reaktion auf eine als unwirtlich empfundene Umwelt

der sozialen Bewegungen der 1920er-Jahre, als es um die staatliche Wohnbauförderung ging, gab es Kritik: Ein weitgehender Rückzug ins Private entpolitisierte die Leute. Ich will mich nicht festlegen, ob das immer zwingend so sein muss. Aber es spricht durchaus etwas dafür, dass Wohnkonzepte, die an einer größeren Form von Gemeinschaft orientiert sind, auch Menschen anziehen und hervorbringen, die ein bewussteres Verhältnis zur Gesellschaft haben. Auch damals gab es ja schon Konzepte wie Einküchenhäuser, die sich aber nicht durchgesetzt haben.

Wird heute ausreichend berücksichtigt, dass es sich beim Wohnen um ein wichtiges gesellschaftliches Gut handelt?

Wohnen wird meines Erachtens heute zu sehr als Ware behandelt. Erst neuerdings setzt wieder ein Umdenken ein. Vorher gab es in Deutschland lange

eine Politik, in deren Rahmen viel ehemals sozialer Wohnungsbau an große Wohnunternehmen verkauft wurde – weshalb heute in vielen großen Städten bezahlbarer Wohnraum fehlt. Auch das genossenschaftliche Modell hat man nicht mehr genug gefördert. Es gab zwar immer tolle Einzelobjekte, aber nicht die nötige Masse.

Innovative gemeinschaftliche Ansätze wie Baugruppen und Soli-WGs sind solche Modelle, entstehen aber eher durch private Initiativen.

Aber organisiert werden sie oft genossenschaftlich. Ich selbst wohne, wenn ich in Wien bin, in so einem Wohnprojekt. Ich bezweifle, dass solche Modelle heute genug vom Staat gefördert werden, dafür muss von sozialen Bewegungen gekämpft werden. Politiker, die ein soziales Anliegen haben, sollten das unterstützen. Wobei immer zu bedenken ist, dass diese Konzepte sehr oft in bestimmten sozialen Milieus entstehen, einer kulturellen Wissenselite, die über die nötigen Mittel verfügt und eben weiß, wie man das überhaupt anstellt. Aber auch die anderen Milieus müssen mitbedacht werden, auch denen müssen Angebote gemacht werden.

Was können wir eigentlich von anderen Wohnkulturen der Welt lernen?

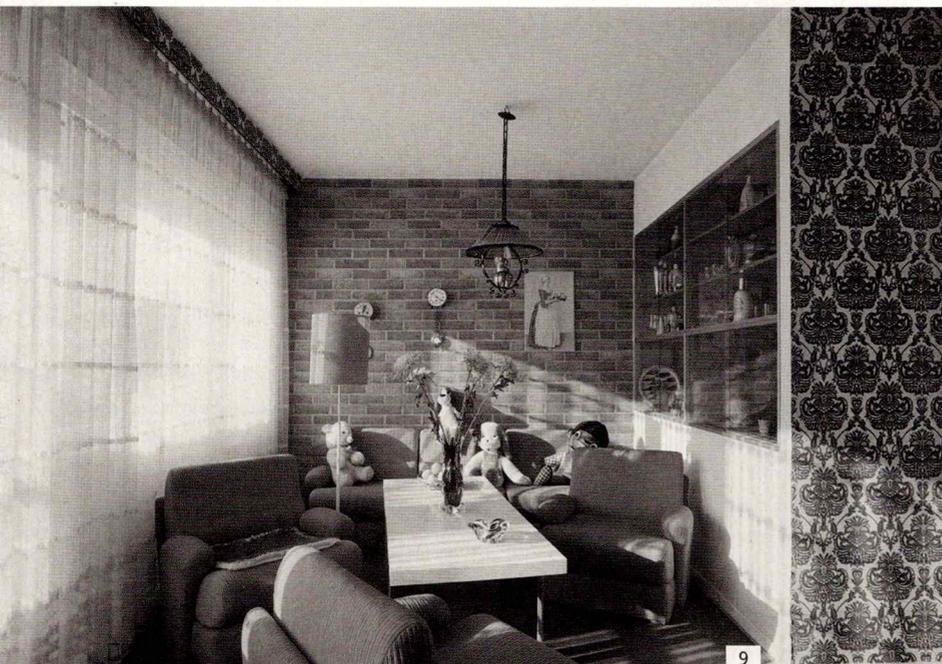
Der Blick in die große, weite Wohnwelt ist nicht automatisch horizonsweiternd. Das globalisierte Mittelschichtwohnen sieht inzwischen fast überall

aus wie bei IKEA. Traditionelle Wohnkulturen existieren natürlich auch noch, aber die sollten wir nicht romantisieren. Was kann ich aus einer mongolischen Jurte lernen? Auf den ersten Blick nur, dass man eben auch ganz anders wohnen kann. Wirklich etwas erfahren würde ich nur, wenn ich es mal selbst ausprobieren würde. Aufgrund der Zuwanderung kann ich mir andere Wohnkulturen aber auch im eigenen Land ansehen. Da könnten wir offen und nicht so wertend sein. Zum Beispiel wenn es um ornamentreiche Einrichtungen geht, die in den verschiedenen orientalischen Kulturen beliebt sind – während hier in Mitteleuropa, sehr allgemein gesprochen, das Diktum des Klaren und Reduzierten vorherrscht.

Gerade auf Instagram werden ja heute viel private Wohnumgebungen präsentiert. Was lässt sich aus diesen Wohnbildern schließen?

Die Bilder zeigen durchkomponierte Arrangements, die in ihrem Aufbau und ihrer Ästhetik in der Kontinuität von Wohnzeitschriften stehen. Nur dass heute die Bewohner selber Autoren ihrer Homestories sind. Gezeigt werden abermals sehr geschönte Bilder des Wohnens: Man sieht keinen Staub, kein ungespültes Geschirr und keine Hausarbeit. Auch das Konfliktvolle von Zusammenleben und Arbeitsteilung wird nicht thematisiert. Das verkennt natürlich viele Realitäten. Etwa auch die des prekären und beengten Wohnens, steigender Mietpreise und der Gentrifizierung. Oftmals ist auch nicht auszumachen, wer noch bloggt oder schon verkauft. Es dominiert die Warenförmigkeit des Wohnens über das Wohnen als ein politisches und gesellschaftliches Feld.

↩



Irene Nierhaus ist Professorin an der Uni Bremen und

Leiterin des Mariann Steegmann Instituts. Sie stammt aus Wien, wo der soziale Wohnungsbau sehr ausgeprägt ist.

Gibt es in Deutschland zu wenig Wohnungen?

Das kann man pauschal nicht sagen: Während in manchen ländlichen Gegenden Wohnungen leer stehen, gibt es vor allem in Großstädten und Ballungsgebieten zu wenig bezahlbaren Wohnraum. Dort wird es immer voller – einerseits wegen Zuwanderung aus dem Ausland, aber auch durch Menschen aus anderen deutschen Regionen, die wegen ihres Studiums oder Berufs dort hinziehen. Aufgrund der dauerhaft niedrigen Zinsen hat zudem ein Run auf Immobilien eingesetzt, deren Preise durch die hohe Nachfrage steigen. Damit sich das Investment rechnet, fordern die neuen Besitzer der Immobilie oft höhere Mieten. Investoren sparen auch gern an Sanierungen, um die Gewinne hochzuhalten, oder nutzen Modernisierungen, um Mieter aus ihren Wohnungen zu vertreiben und anschließend höhere Mieten verlangen zu können. Ein anderer Grund für die Wohnungsknappheit ist, dass in vielen Städten der kommunale Wohnungsbau reduziert wurde. So ist z.

B. die Zahl der Sozialwohnungen, also jener Wohnungen, für die niedrige Mieten garantiert sind, stark gesunken – von fast drei Millionen vor 30 Jahren auf jetzt etwas über eine Million.

Und warum gibt es so wenig städtische Wohnungen?

Nach dem Zweiten Weltkrieg oder auch nach der Wiedervereinigung – immer, wenn die Wohnungen knapp wurden, sorgte der Staat für Abhilfe, u. a. mit dem sozialen Wohnungsbau. Mitte der 1970er-Jahre sah man in Westdeutschland die Wohnungsfrage als gelöst an und zog sich zunehmend zurück. Ähnliches passierte um 2006 herum. Damals wurden große Teile der öffentlichen Wohnungsbestände an

Was eigentlich ein Grundrecht sein sollte, ist in letzter Zeit zunehmend eine Angelegenheit von arm oder reich geworden. Wir klären vorweg mal kurz die wichtigsten Punkte

private Investoren verkauft – in Dresden etwa an einen US-amerikanischen Investmentfonds. Außerdem war bereits 1990 die staatliche Förderung gemeinnütziger Wohnungsunternehmen abgeschafft worden. Anlass waren damals Korruption und Millionenschulden bei der gewerkschaftseigenen Wohnungsgesellschaft Neue Heimat. Heute gibt es Forderungen, die Gemeinnützigkeit im Wohnungssektor wieder gesetzlich zu verankern.

Gehört freies Bauland eigentlich nicht allen – wie Luft und Wasser?

Auch unbebautes Land hat Besitzer – und die haben ordentliche Zuwächse: Bundesweit sind die Preise für einen Quadratmeter Bauland seit Anfang der 1960er-Jahre bis 2015 um 1.600 Prozent gestiegen. Ein Landbesitzer kann auch verdienen, wenn er nicht baut: indem er das Land einfach liegen lässt und abwartet, dass dieses immer teurer wird. Diese Spekulationen haben mit dazu geführt, dass oft nicht genug gebaut wird. Um das zukünftig zu verhindern, schlagen einige vor, Gewinne aus solchen Bodenspekulationen höher zu besteuern.

Wie schafft man denn nun mehr bezahlbaren Wohnraum in Städten?

Um das Bauen zu fördern, fordern manche weniger Bürokratie: unter anderem eine Vereinfachung

des Baurechts oder auch die beschleunigte Ausweisung von Bauflächen. In einigen Städten werden Wohnungsbauunternehmen, die in guten Lagen bauen dürfen, verpflichtet, einen Teil der Wohnungen für einkommensschwache Mieter anzubieten. Ein weiterer Vorschlag ist, dass eine Stadt Flächen billiger an Investoren verkauft, die es nicht auf maximale Gewinne abgesehen haben – wie zum Beispiel gemeinwohlorientierte Wohnungsbaugenossenschaften, die ihre Mitglieder mit bezahlbarem Wohnraum versorgen. Auch der Ruf nach mehr kommunalem Wohnungsbau wird stärker.

Kann man Mietsteigerungen nicht gesetzlich begrenzen?

2015 hat der Bundestag das Gesetz zur Mietpreisbremse verabschiedet, das es den Bundesländern ermöglicht, die Mietsteigerung in Gebieten mit „angespanntem Wohnungsmarkt“ bei Neuvermietung zu begrenzen. Liegt die übliche Vergleichsmiete beispielsweise bei acht Euro pro Quadratmeter, darf der Vermieter höchstens 8,80 Euro verlangen. Das Problem ist, dass es viele Ausnahmen gibt: Bei Neubauten, also Wohnungen, die nach dem 1. Oktober 2014 erstmals genutzt und vermietet worden sind, oder nach einer „umfassenden Modernisierung“ gilt die Bremse nicht. In Berlin hat der Senat den umstrittenen „Mietendeckel“ beschlossen, der unter anderem vorsieht, dass die Mieten für fünf Jahre eingefroren werden und eine Mieterhöhung nur in Ausnahmefällen möglich ist. Zudem können bestehende Mietverträge rückwirkend geändert werden, wenn darin die im Gesetz vorgegebene maximale Miethöhe überschritten wird. Kritiker befürchten, dass diese staatlichen Eingriffe verfassungswidrig sind und die strengen Mietregulierungen Investoren verschrecken – und so letztlich weniger Wohnungen entstehen könnten. Eins steht fest – die Debatte geht gerade erst richtig los. 

Wo

bleibst du

denn?

Ob junge Menschen, die keine bezahlbare Wohnung finden, Ältere, die einer Modernisierung weichen müssen oder Obdachlosigkeit – das Wohnen ist eine verdammt politische Sache

Teil 1

Mietropolis

Von Quentin Lichtblau

Moosach war bisher nicht unbedingt Hannahs erste Wahl. Endhaltestelle der U3, aber hey, immerhin überhaupt ein U-Bahn-Anschluss. Dann noch eine Viertelstunde zu Fuß in eine Gegend, in der nur die Bewegungsmelder der Haustüren für Lebendigkeit sorgen, kurz vor der Bundesstraßenunterführung links, dahinter Gewerbegebiet. Die zwei Zimmer sind ganz okay, ein handballgroßes Loch klafft in der Küchenwand. Kein Problem, sagen die aktuellen Mieterinnen, zwei junge Frauen, das werde sicher noch gemacht. Wäsche trocknen bitte nur im Keller, der Eigentümer habe Angst um die Bausubstanz. 1.300 Euro warm für 50 Quadratmeter. Für eine Wohnung so weit ab vom Schuss ist das Hannah dann aber doch zu viel.

Im Sommer 2019 kam die gebürtige Salzburgerin aus Barcelona, wo sie für einige Jahre gelebt hatte, in die bayerische Hauptstadt. Von Spanien aus hatte sich die 27-jährige Architektin für Jobs in Wien und München beworben, für sie eigentlich gleichwertig schöne Städte. Als es in München klappte, freute sie sich dann aber schon sehr. Sie fühle sich hier einfach sehr zu Hause, die Isar, der Englische Garten, die nahen Berge. „Da wusste ich aber auch noch nicht, dass das mit der Unterkunft so anstrengend wird“, erzählt sie, während sie die Tür



München ist der Horror – zumindest in puncto Wohnungssuche. Hannah hat sich dennoch in die Stadt verliebt – trifft bei ihrer Suche allerdings auf wenig Gegenliebe. Wir haben sie dabei begleitet

zu ihrer aktuellen Wohnung im beliebten Schwabing aufsperrt. Die Wohnung liegt unterm Dach, durch die niedrigen Decken wirkt die recht groß gewachsene Hannah nahezu riesig. „Toller Boden, oder?“, sagt sie und deutet auf die brau-

ne Schaumfolie mit Holzaufdruck, weder Laminat noch Parkett, in manchen Ecken hat sich die Folie bereits abgelöst. Ein Bett, eine Kommode, einen Kleiderschrank und ein Fernsehtischchen hat ihr die Eigentümerin in diese 1,5-Zimmer-Wohnung gestellt – damit galt sie als möbliert: 1.100 Euro warm für 30 Quadratmeter.

Die Wohnung hat ihre Mutter organisiert, von Salzburg aus fuhr sie 18-mal nach München zu Besichtigungsterminen, wo sie dann ihr Smartphone auspackte und Hannah per Facetime durch die Wohnungen führte. Der hohe Mietpreis erschien Hannah in Ordnung, der Ruf der Stadt München als Mieten-Rekordstadt eilte ihr voraus – was viele Vermieter aus-

nutzen, um die Latte gleich noch ein paar Hundert Euro höher zu legen. Erst als sie einzog und sich mit Nachbarn und den neuen Kolleginnen austauschte, merkte Hannah, dass ihre Wohnung selbst für Münchner Verhältnisse heillos überteuert war. Nachbarn, die auch erst seit zwei Jahren in der Stadt wohnen, zahlten für ihre gleich geschnittene Wohnung nur 650 Euro.

Für allein lebende Menschen ist die Mietbelastung in München, nach alleinerziehenden Eltern, die zweithöchste: 31 Prozent ihres Einkommens geben Erstere allein für die Miete aus, womit sie im Durchschnitt bereits über dem von Sozialwissenschaftlern als kritisch eingestuften Maß von 30 Prozent liegen. Hannah liegt weit über diesem Durchschnitt, sie überweist die Hälfte ihres Einkommens an die Vermieterin.

Bei ihrer aktuellen Suche hat sie bereits über 60 Besichtigungen hinter sich, seit einiger Zeit zahlt Hannah 30 Euro im Monat für einen sogenannten Premiumaccount auf einer Anzeigenwebsite.

Gesetz der Masse: Die Seite ver-
kein seltenes spricht zah-
Bild in deutschen lungswilligen
Städten. Bewerber Nutzern höhe-
drängeln sich re Sichtbarkeit
bei einer Woh- bei Vermietern,
nungsbesichtigung im Gegenzug
müssen diese

all ihre Daten, von Einkommensnachweisen bis zum Schufa-Auszug, bei der Plattform hochladen. Auf diese kann dann theoretisch jeder Vermieter zugreifen oder wer auch immer sich als solcher ausgibt. Macht sich Hannah, die bis zu ihrem Umzug noch nie von der Schufa gehört hatte, keine Sorgen um ihre Daten? „Natürlich ist das grenzwertig, manche Vermieter wollen ja sogar noch eine Kopie meines Ausweises geschickt bekommen. Und wenn sie das dann alles haben, werde ich am Ende trotzdem nicht zur Besichtigung eingeladen.“ Neulich hat Hannah gezählt, wie viele Nachrichten sie bereits auf der Plattform verschickt hat: 500. Antworten: zehn.

In einschlägigen Facebook-Gruppen mit Namen wie „Wohnen trotz München“ bieten Privatpersonen schuschachtelgroße Souterrainzimmer in angeblich „angesagten“ Vierteln an, die

selbst eingeborene Münchner auf der Karte suchen müssen. Oder das Angebot besteht aus einem nur durch einen Vorhang abgetrennten Schlafbereich, der aus einer 1-Zimmer-Wohnung eine 2-Zimmer-WG macht – für je 750 Euro im Monat. Doch egal wie dreist das Angebot ist, unter jeder Anzeige finden sich stets mindestens fünf Interessenten mit dem Satz „Großes Interesse, habe dir eine private Nachricht geschickt!“.

Hannah hat in diesen Gruppen einiges erlebt: Der aktuelle Mieter einer Wohnung wollte sie seinem Vermieter nur dann vorschlagen, wenn sie ihm garantieren würde, dass sie für 9.000 Euro seine Möbel übernehme: Bett, Schrank, Küche. In lokalen Medien finden sich sogar Berichte von Menschen, denen gegen sexuelle Handlungen eine Bevorzugung bei der Auswahl oder auch eine Mietminderung im WG-Zusammenleben versprochen wurde.

„Das Traurige: Egal wie dreist, teuer oder abgefickt die Wohnung ist, es gibt immer jemanden, der sie nimmt“, sagt Hannah. Sieht sie die Politik in der Verantwortung? „Natürlich ist es nicht so einfach, bei dem Zuzug hier für genug Wohnraum zu sorgen“, meint sie. Trotzdem wundere sie sich sehr darüber, dass wann immer sie Baustellen sehe, es sich meistens um teure Luxuswohnungen handele. „Warum baut man nicht mal für die Allgemeinheit? Oder genehmigt wenigstens entsprechende Projekte? Ich glaube nicht, dass die Politik da machtlos ist.“ Auch einen Mietendeckel, wie er in Berlin beschlossen wurde, würde sie befürworten. Obwohl das Wohnen in München seit Jahren Dauerthema ist – eine erfolgreiche Wende der Lage ist nicht in Sicht.

Die Stadtregierung hat mittlerweile ein paar klassische Maßnahmen ergriffen: Mietpreiskontrolle, Vorkaufrecht für Mieter, Initiativen für Wohnungsbau und mit 870 Millionen Euro immerhin das größte kommunale Wohnungsbauprogramm in Deutschland. 2018 lag der Anteil der fertiggestellten gemeinnützigen Wohnungen bei rund 17 Prozent.

Gerade Menschen mit Berufen, in denen man nicht so viel verdient, werden vertrieben: Pflegekräfte, Handwerker oder auch Künstler

Derweil vertreiben Wohnungsknappheit und hohe Mieten zunehmend Menschen aus der Stadt. Vor allem solche mit Berufen, die dringend gebraucht werden: Pflegekräfte, Erzieher, Handwerker, Künstler. Der Wohnungsmangel verschlimmert damit auch andere Probleme, wie etwa den Pflegenotstand oder das Aussterben der Kulturszene abseits der großen staatlichen Institutionen. 2018 gingen immerhin 7.000 Menschen unter dem Motto #ausspekuliert auf die Straße – gegen den Wohnungsmangel und die hohen Mieten.

Nachdem Hannah Ende Februar zusammengerechnet hat, dass ihr Premiumaccount im Web sie bisher

240 Euro gekostet und so gut wie keine Vorteile beschert hat, meldete sie sich ab. Die neue Strategie: „Ich werde jetzt einfach alle Leute volllabern, die ich kenne!“ Wenige Tage später unterhält sie sich im Englischen Garten mit einer Bekannten über ihr Leid. Eine alte Dame rückt im Laufe des Gesprächs immer näher an sie heran und stellt sich schließlich vor: Sie sei Hausver-

walterin, habe mehrere Wohnungen in der Schellingstraße zu vergeben, eine der begehrtesten Lagen der Stadt. Eine Woche später unterschreibt Hannah ihren Mietvertrag – und kann ihr Glück kaum fassen: 600 Euro kalt für 48 Quadratmeter.

Für Münchner Verhältnisse ein echtes Schnäppchen. ↖

31 %

der Deutschen leben in Großstädten, also in Städten mit mehr als 100.000 Einwohnern, 27% in mittelgroßen Städten (20.000 bis 100.000), 27% in Kleinstädten mit 5.000 bis 20.000 Einwohnern und 15% auf dem Land.

Ich bleib dann mal da

Von Jenni Roth
Fotos: Tobias Kruse

„Hi, ich bin der Fischer!“ Sven Fischer steht in der Tür zu seiner Wohnung. Braun gebrannt auch im Winter, der Kopf rasiert, Ohrringe, Muskelshirt über dem trainierten Oberkörper. Seine Adresse, Kopenhagener Straße 46, ist mittlerweile deutschlandweit bekannt. Ebenso wie Fischer selbst, laut Makler und Medien der „renitenteste Mieter“ Berlins.

Die Geschichte ist lang und kompliziert, zusammengefasst geht sie so: Ein Großinvestor kauft ein Haus und versucht die Mieter zu vertreiben, alle gehen – bis auf einen. Und der kämpft: mehr als 50 Gerichtsprozesse, 15 fristlose Kündigungen, fünf Räumungsklagen, eine Strafanzeige. Schikanen, Psychoterror, schlaflose Nächte, Medienauftritte, fast bis zum Burn-out. Doch bislang hat Fischer seine 38 Quadratmeter im vierten Stock samt Balkon und den Klettergriffen an den Wänden behalten können.

Seit Jahren steigen in ganz Deutschland die Mieten. Die Gründe sind oft die gleichen: Immobilienspekulation, Wohnungsmangel, Airbnb-Tourismus. In Deutschland zahlte man 1990 beim Erstbezug einer Wohnung im Schnitt 6,79 Euro für den Quadratmeter, im Jahr 2018 11,79 Euro – also 73,6 Prozent mehr. Mit Immobilien kann man gut verdienen, zumal die Zinsen nicht aus ihrem Dauertief herauskommen und daher Kredite für den Wohnungskauf billig zu haben sind. Berlin ist bei den Investoren besonders begehrt. Viele Gebäude sind lange nicht renoviert worden,

Zerstörte Rohre und zugemauerte Fenster: Manche Immobilienunternehmen versuchen mit allen Mitteln, Mieter rauszuekeln, damit sie die Wohnungen modernisieren und teuer verkaufen können. Besuch bei einem, der als Einziger nicht aus dem Haus, in dem er wohnt, weichen will

die Modernisierungskosten können die Eigentümer auf die Mieter abwälzen. Oder sie versuchen, sie gleich ganz aus dem Haus zu bekommen. Denn dann können sie die modernisierte Wohnung an neue Mieter noch teurer vermieten oder sie für viel Geld verkaufen. Das war auch die Idee in der Kopenhagener Straße 46. Nur dass die neuen Eigentümer nicht mit Sven Fischer gerechnet hatten.

Fischer ist 50 Jahre alt, in der DDR groß geworden und kurz nach der Wende in dieses Haus gezogen. „Dem früheren Vermieter war schnuppe, wer hier wohnt, Hauptsache, die Miete wurde gezahlt“, sagt er. Dem Vermieter sei aber auch schnuppe gewesen, in welchem Zustand die Wohnung war.

Also baute die WG, in der Fischer damals wohnte, auf eigene Kosten Bad und Gasetagenheizung ein. Dafür gab es eine garantierte feste Miete – damals im oberen Bereich des Mietspiegels –, per Handschlag. Das Haus verwaltete sich im Grunde selbst, man kannte sich, die Türen standen offen. „Es war kein Bullerbü, aber man hielt zusammen, half sich gegenseitig“, sagt Fischer.

Das ging lange gut, bis 2013 die Erben des verstorbenen Eigentümers verkauften – an ein großes Immobilienunternehmen. Eines Tages, als die WG beim Essen saß, kam ein Bote mit einer ganzen Tasche voller Kündigungen – für jede

Wohnung eine. „Die wollten das Haus leer haben, da waren wir im Weg. Wir sollten entsorgt werden wie ein altes Sofa“, erzählt Fischer. Politisch sei er eigentlich nie gewesen, „aber hier bin ich durch meine eigene Betroffenheit aus meinem Dornröschenschlaf erwacht“.

Mehr als 80 Prozent der 1,9 Millionen Wohnungen in Berlin sind Mietwohnungen. Während 70 Prozent von Privatleuten oder Unternehmen vermietet werden, sind rund 18 Prozent in der Hand von städtischen Wohnungsbaugesellschaften und 11 Prozent im Besitz von Genossenschaften. Besonders den großen Unternehmen geht es bei dem Geschäft haupt-

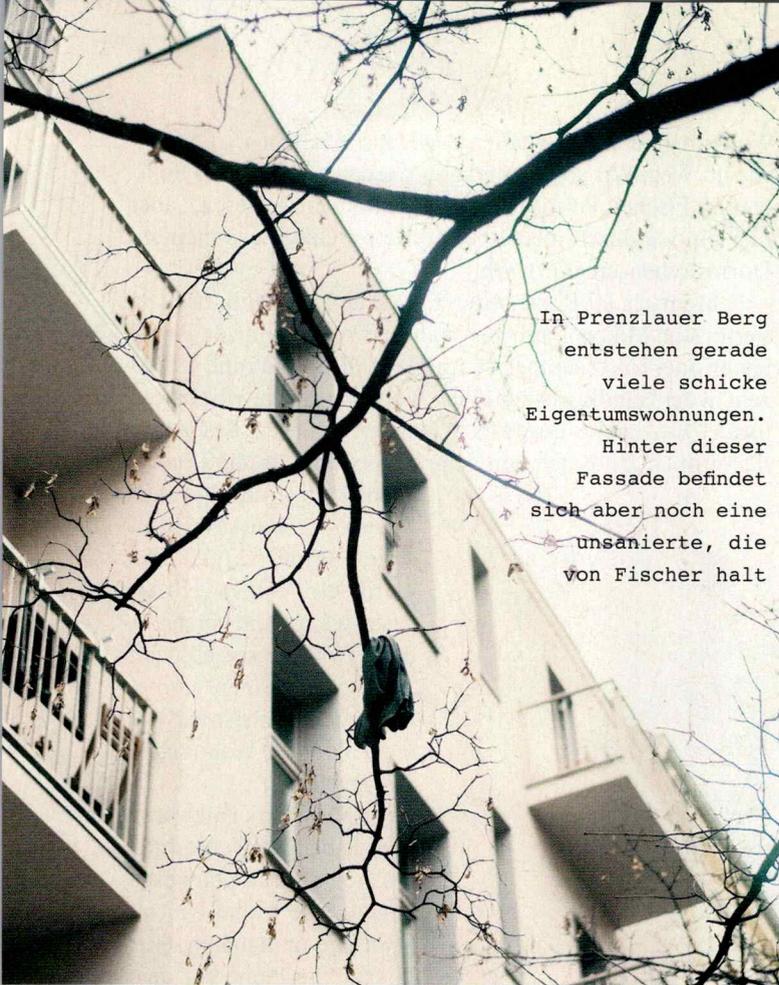
sächlich um den Umsatz. Dagegen bildete sich inzwischen Widerstand. 2018 wurde ein Volksbegehren gestartet, um die börsennotierte Wohnungsgesellschaft „Deutsche Wohnen“ und alle Immobilienbesitzer mit mehr als 3.000 Wohnungen zu enteignen.

In Fischers Fall waren nach anderthalb Jahren alle anderen 30 Parteien ausgezogen. Die junge Mutter etwa, die monatelang eine blickdichte Plane vor dem Fenster hatte. Dann riss man die Fallrohre von der Regenrinne ab, Wasser lief in die Wohnung, Schimmel bildete sich. Am Ende war ihr die Gesundheit des Babys wichtiger, sie kapitulierte. Einen Tag nachdem sie ihren Auszug unterschrieben hatte, waren die Rohre wieder anmontiert. Bei Fischer selbst war eines Tages das Badezimmerfenster zugemauert, ein anderes Mal rissen Bauarbeiter im Dachgeschoss den Schornstein ein und deckten das Loch im Boden mit Brettern zu – ohne den Mietern vorher Bescheid gesagt zu haben. Von einem Tag auf den anderen konnte niemand mehr heizen.

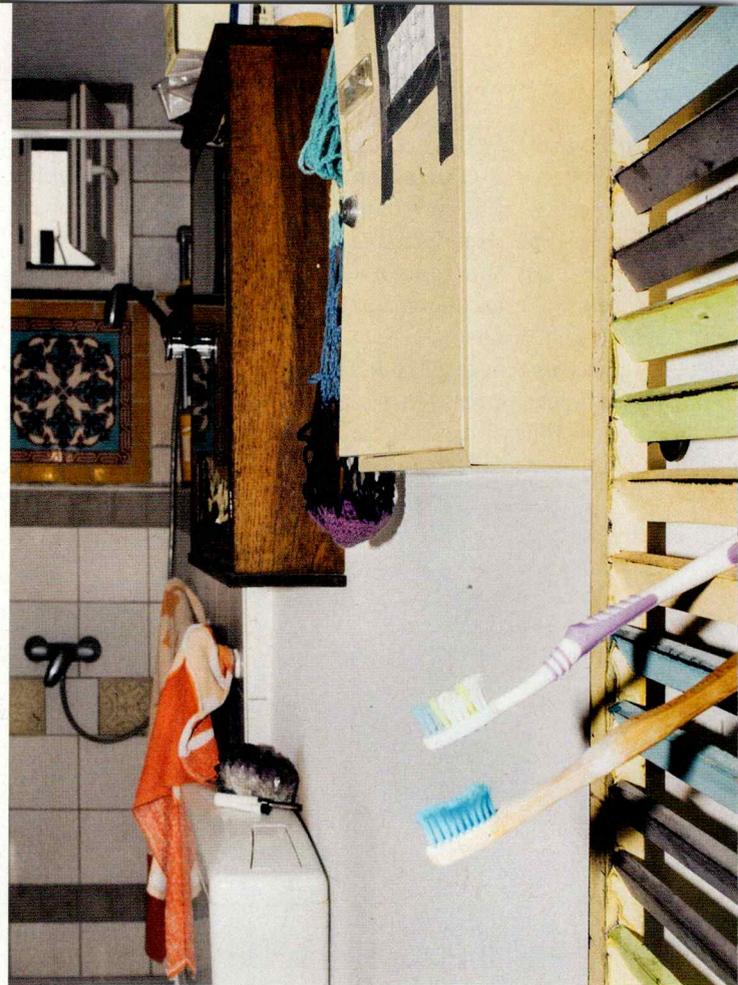
Sven Fischer organisierte sogar ein Treffen mit dem damaligen Justizminister Heiko Maas, der ihm bescheinigte: „Das erkennt ein Blinder, um was es hier geht. Der Eigentümer will über exorbitante Mietpreissteigerungen die Bude leer kriegen.“



Lichtblick für Fischer:
Inzwischen funktioniert
wieder alles im Haus.
Aber es gab Zeiten, da
kamen Handwerker, um es
kaputt zu machen



In Prenzlauer Berg
entstehen gerade
viele schicke
Eigentumswohnungen.
Hinter dieser
Fassade befindet
sich aber noch eine
unsanierte, die
von Fischer halt



42

Millionen Wohnungen gibt es in Deutschland. Etwa jede fünfte Person lebt allein. In 58 Prozent der Haushalte (24 Millionen) leben zwei oder mehr Personen. Jeder Einwohner hat in Deutschland im Durchschnitt 46,5 Quadratmeter Wohnfläche.

Für Fischer wurde der Wohnungskampf phasenweise zum Vollzeitjob, seine Arbeit als Caterer wurde zur Nebensache: An zwei bis drei Verhandlungen pro Woche nahm er teil, dazu kamen Interviews und die Vernetzung mit anderen Mietern. Manchmal klingt es, als wäre Fischer jahrelang an der Front gewesen, im Krieg. „Guerillakampf“ nennt er das, wenn er darüber wachte, dass kein Handwerker seine Wohnung „aus Versehen“ unbewohnbar machte.

155.000 Euro sollte seine Wohnung kosten, angesichts der explodierenden Immobilienpreise in Berlin war das nicht mal übermäßig viel für rund 40 Quadratmeter. Der Makler ließ potenzielle Käufer in der Annonce wissen, dass sie ein „dickes Fell“ bräuchten, bis sie die Wohnung selbst nutzen könnten, dafür aber die Möglichkeit bekämen, im Rahmen der Wohnungsbesichtigung mit Fischer „ein authentisches Exemplar des Prenzlauerbergers live zu erleben“.

Dass er nun als renitenter Mieter gilt, findet Fischer gar nicht so schlecht, es bringt ihm noch mehr Schlagzeilen. Die Annonce für seine Wohnung ist inzwischen offline. „Es hat gerade keinen Sinn“, sagt der Makler am Telefon. Der Besitzer will sich auf Anfrage nicht zu der ganzen Geschichte äußern.

Fischer hat derweil aber nicht nur seinen persönlichen Krieg gewonnen, seine Prozesse haben sogar zu Gesetzesänderungen geführt. Luxussanierungen zum Zweck der Entmietung sind mittlerweile eine Ordnungswidrigkeit, Vermietern droht eine Geldbuße von bis zu 100.000 Euro, und Mieter haben Anspruch auf Schadenersatz. Zudem dürfen Modernisierungskosten nur in Höhe von acht statt elf Prozent pro Jahr auf die Mieter umgelegt werden.

Fischer hat all die Ordner mit den Dokumenten aus sechs Jahren in den Keller verfrachtet. Auf dem Bett liegt gerade nur noch ein kleiner Stapel Papiere, es geht um einen Fahrstuhl, der kürzlich in der Nebenkostenabrechnung auftauchte, den es aber gar nicht gibt. Fischer winkt ab. Eine Lappalie. Er zahlt jetzt doppelt so viel Miete wie vorher, aber auch nur 280 Euro netto. Vor allem ist das erste Mal seit Langem Ruhe eingekehrt. Und sollte seine Wohnung doch noch verkauft werden, könnte der neue Eigentümer ihm zwar wegen Eigenbedarfs kündigen – aber wegen des sogenannten Milieuschutzes erst in zwölf Jahren. ↩

Berlin gehört gerade bei jungen Menschen zu den beliebtesten Städten. Was das für den Wohnungsmarkt heißt? Auf fluter.de/wohnen findest du einen Bericht darüber.

Lissi Pörnbacher war einen Tag beim Mieterverein und hat sich die Sorgen der Leute angehört

Die Tür geht auf, ein kleiner Mann betritt einen hellen Raum mit türkisblauem Boden in der Fischergasse in Ulm. Er bringt Verzweiflung mit. Sein Vermieter wolle ihm fristlos kündigen, weil er eine Monatsmiete im Rückstand sei, sagt er leise und erzählt von Krankheit und Schulden. „Der Vermieter kann Ihnen erst fristlos kündigen, wenn Sie zwei Monatsmieten im Rückstand sind“, sagt Katja Adler. Sie ist seit 26 Jahren Rechtsberaterin im Mieterverein Ulm/Neu-Ulm und jemand, der emotionalen Problemen mit der Gelassenheit juristischer Fakten begegnet. „Ich werde an den Vermieter schreiben.“

Jedes Mal, wenn die Tür zu Katja Adlers Büro aufgeht, strömen offene Fragen herein. Die Mieterinnen und Mieter bringen Fotos mit, Verträge und Hausordnungen. Und Geschichten von Ungerechtigkeiten, Ängsten und Schicksalsschlägen.

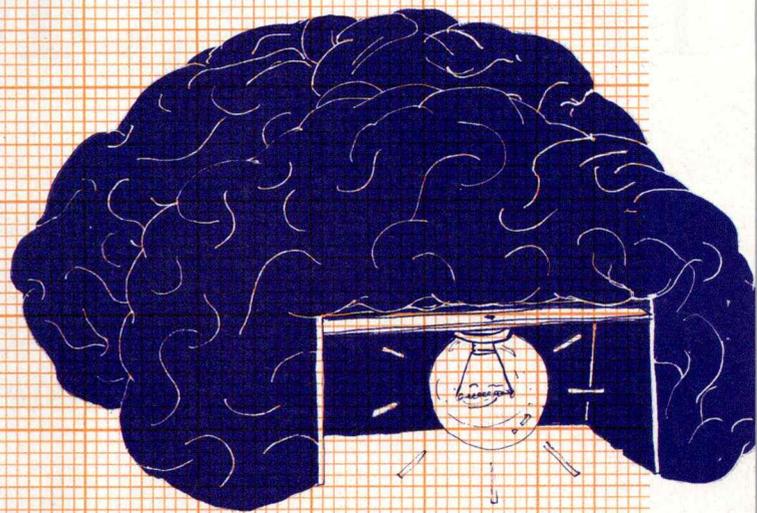
In ganz Deutschland gibt es Orte, an denen Mieter und Mieterinnen Antworten und Ratschläge bekommen, etwa wenn auf der Nebenkostenabrechnung Beträge stehen, die sie nicht nachvollziehen können, wenn der Vermieter das Dach nicht reparieren lässt oder der Mietpreis viel höher ist als die Mieten in der Umgebung. Es gibt rund 300 Mietervereine, die dem Deutschen Mieterbund angehören.

Um kurz nach 15 Uhr tritt ein junger Mann mit langen Haaren und Bart ein. Er beschwert sich über laute Musik und laute Gespräche vor seiner Wohnung und darüber, dass er nach jedem Wochenende in Kotze trete. Katja Adler sagt, was sie allen erst mal rät: „Schreiben Sie Ihrem Vermieter.“ Und fügt hinzu: „Schicken Sie ihm ein Lärmprotokoll. Wenn es nicht besser wird, haben Sie Anrecht auf Mietminderung.“

In den Gesprächen in Adlers Büro geht es hauptsächlich um Betriebskosten, Wohnungsmängel oder steigende Mieten. Doch viele Menschen erzählen auch von Ex-Partnern, von Krankheit und Tod, von dem Wunsch nach einem Hund und von Kälte und Einsamkeit – sie erzählen ein Stück Leben.

„Wie lange haben Sie denn für mich Zeit?“, fragt ein Mieter, der wütend ist, sein Handy zückt, um den „katastrophalen Zustand“ seiner Wohnung zu zeigen. „So lange, wie wir brauchen“, sagt Adler, während der Mann berichtet, dass die Rohre einfrieren und ein Wasserrohrbruch seit Wochen nicht behoben worden sei.

Als Katja Adler die Tür ihres Büros hinter sich zuzieht, sagt sie: „Heute war ein guter Tag.“ In zwei Stunden hat sie acht Personen geholfen. Eine Frau freut sich darüber, sich einen Hund anschaffen zu dürfen, ein junger Mensch hofft, bald nicht mehr frieren zu müssen, und ein aufgebracht Mann glaubt, an dem Ort bleiben zu können, den er seit 23 Jahren sein Zuhause nennt. K



Die Garage

Raumkunde I

Das Automobil gehörte über lange Zeit zur Familie und musste vor den Widrigkeiten der Witterung geschützt werden. Bestenfalls mit direktem Zugang zum Wohnbereich, was die Garage in eine Schnittstelle zwischen Immobilie und Mobilität verwandelte. Inmitten von Fahrrädern oder Winterreifen, platzsparend aufgehängt an der Wand, passt immer noch eine Dartscheibe. Oder ein Verstärker.

Es kommt vor, dass die Liebe zu diesem externen Raum so weit geht, dass das Auto ganz daraus verbannt wird. Dann erst wird es richtig interessant: Als Proberaum ist die Garage nicht nur die Heimat der „Garagenband“ und Schirmherrin eines ganzen Musikgenres („Garage Rock“), auch spielt sie als Keimzelle des Start-ups eine Rolle in der Mythologie der modernen Wirtschaft. So steht die kalifornische Garage, in der 1976 Steve Jobs und Steve Wozniak die Firma Apple gründeten, heute unter Denkmalschutz.

Unterdessen arbeitet das ausgesparte Auto sozusagen an einer Rückeroberung seiner Heimstatt. Schon heute bieten Hersteller eine Vernetzung elektrifizierter Fahrzeuge mit dem Smart-home an. Demnach wird das E-Mobil in der Garage geladen und gibt selbst gespeicherte Energie ab, es steuert Heizung, Beleuchtung, Alarmanlage. Ihren Charakter als kreative Werkstatt würde die Garage damit aber verlieren. Stattdessen würde sie wieder zu einer – diesmal digitalen – Schnittstelle.

Von Arno Frank

Mangelerchein

In Berlin wurde ein umstrittener Mietendeckel eingeführt. In San Francisco gibt es ähnliche Maßnahmen schon seit Jahren – mit unterschiedlichsten Folgen

Von Sascha Lehnartz

Aufgebrachte Menschen, die Busse blockieren, in denen Mitarbeiter großer Internetkonzerne wie Google oder Facebook morgens zu ihren Firmensitzen im Silicon Valley fahren, oder auch Zelte, in denen Menschen auf dem Bürgersteig kampieren: zwei Bilder, die beispielhaft für den starken Anstieg der Mieten in San Francisco stehen. Die einen fühlen sich von den gut verdienenden Mitarbeitern der IT-Branche aus ihren Wohnungen verdrängt, die anderen hat die Wohnungsknappheit in die Obdachlosigkeit getrieben.

Die kalifornische Metropole boomt wie kaum eine andere Stadt in den USA und ist noch vor New York die teuerste Stadt im Land. Für ein 2-Bedroom-Apartment mit 90 Quadratmetern (das entspricht in etwa einer deutschen 3- bis 4-Zimmer-Wohnung) in mittlerer Innenstadtlage zahlt man heute bei Neuvermietungen oft 4.000 Dollar monatlich oder mehr. Familien mit durchschnittlichem Einkommen können es sich kaum noch leisten, in dieser Stadt zu wohnen – dabei betrug das in San Francisco 2018 immerhin 104.552 Dollar pro Jahr.

Erstaunlich ist diese Entwicklung vor allem des-

halb, weil San Francisco seit vielen Jahren ein strenges Mietkontrollgesetz hat – auch wenn der Mietendeckel, den der rot-rot-grüne Senat in Berlin kürzlich beschlossen hat, noch rigorosere ist, weil er sogar die Höhe der Mieten vorschreibt. Die Mietpreisbremse in San Francisco deckelt lediglich die

Steigerungsraten und verschärft den Kündigungsschutz. Sie existiert hier seit Mitte der 1990er-Jahre.

Diskutiert wird über solche Eingriffe in den freien Markt freilich schon viel länger. Der liberale Wirtschaftswissenschaftler Milton Friedman kam bereits 1946 in seinem Text mit dem Titel „Roofs or Ceilings? The Current Housing Problem“ zu dem Schluss: „Mietenkontrolle ist ein Gesetz, das Leuten helfen soll, die eine Wohnung haben. Und das tut es auch für Leute, die jetzt gerade in einer Wohnung wohnen. Aber der Effekt von Mietenkontrolle ist, dass sie Knappheit produziert und es schwer macht für andere Leute, eine Wohnung zu finden.“

Eingeführt wurde die Mietpreisbremse in San Francisco 1995 – als die



ngen

Stadt erstmals die Auswirkungen des Technologiebooms im Silicon Valley und die dadurch rasant steigenden Mieten zu spüren bekam. Sie schützt vor allem solche Menschen, die in Wohnungen leben, die 1979 und früher errichtet wurden (was für etwa 72 Prozent des Mietwohnraums der Stadt, das sind etwa 172.000 Wohnungen, zutrifft). Für Wohnungen, die nach 1995 errichtet wurden, gilt die Regelung nicht. Außerdem wirkt sie nicht bei Neuvermietungen. Vermietet ein Eigentümer eine Wohnung nach dem Auszug eines Mieters neu, kann er eine Miete ansetzen, die er für marktgerecht hält. Danach darf er die Miete einmal im Jahr im Rahmen eines jährlich neu festgesetzten Preisindex erhöhen, der sich an der Inflationsrate orientiert. Zugleich sieht das Gesetz einen ausgeprägten Kündigungsschutz für die Mieter vor. Einem Mieter kann nun nur wegen sogenannter „berechtigter Gründe“ gekündigt werden, unter anderem wenn der Besitzer Eigenbedarf nachweisen kann. In dem Fall steht den Mietern eine Entschädigung zu.

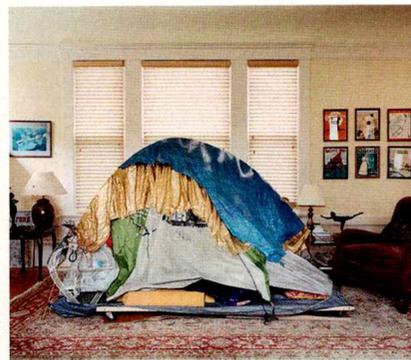
Im Frühjahr 2019 veröffentlichten die Ökonomen Rebecca Diamond, Tim McQuade und Franklin Qian von der Universität Stanford eine Studie, in der sie die langfristigen Auswirkungen des Mietkontrollgesetzes in San Francisco untersuchten. Ihr Fazit war zweischneidig: Einerseits habe der Mietendeckel die Gentrifizierung in der Stadt sogar beschleunigt, andererseits habe er gerade viele einkommensschwache Mieter davor bewahrt, ihre Wohnung verlassen zu müssen. Die Mietpreisbindung habe sich vor allem für Geringverdiener in durchschnittlich attraktiven

Wohnlagen vorteilhaft ausgewirkt. Die Mieter mit diesen günstigen und stabilen Mieten wohnten länger an einer Adresse, als dies in Gegenden ohne Mietpreisbindung der Fall sei.

Doch in attraktiveren Gegenden machte sich ein gegenteiliger Effekt bemerkbar: Gerade in den teuersten Wohngegenden, so fanden die Wissenschaftler heraus, sei die Mieterfluktuation sogar bei angezogener Mietpreisbremse höher als ohne. Die Studie kommt zu dem Schluss, dass die Mietpreisbremse Eigentümer dazu treibe, die Regelung zu unterlaufen – indem sie Wohnungen dem Mietmarkt entzögen und etwa in Eigentumswohnungen umwandelten und verkauften – oder aber gleich alte Gebäude abrisen und neue errichten ließen, die dann nach dem Gesetz keiner Preiskontrolle mehr unterlägen. Rund 15 Prozent der verfügbaren Mietwohnungen seien dem Markt so seit 1995 entzogen worden, und das treibt die Preise nach oben. Die Mieten stiegen seither durchschnittlich um sieben Prozent im Jahr. Die Mietpreisbindung machen die Autoren der Studie also verantwortlich für die Zunahme an Eigentumswohnungen und das Wachstum im Bereich des Neubaus von Luxusimmobilien, die nicht unter die Mietpreisbindung fallen.

Die Mietregulierung in San Francisco hat für einige sozial eher schwache Gruppen, die bereits eine Wohnung hatten, durchaus bezahlbare Mieten gesichert, doch die Zahl derjenigen, die durch diese Regelung langfristig Nachteile haben, überwiege, so die Autoren der Studie. Der Plan, die Mietendeckelung auf ganz Kalifornien auszudehnen, war im Herbst 2018 bei einer Volksabstimmung gescheitert. Gut 59 Prozent der Kalifornier waren nicht überzeugt davon, dass eine stärkere Regulierung zu einer Linderung der „Housing Crisis“ führen könne.

Die San Francisco Tenants Union (SFTU), eine Art Mieterschutzbund, in deren Logo eine geballte linke Faust verteidigt die Mietenkontrolle dennoch



Als Jana Sophia Nolle nach San Francisco kam, war sie geschockt von den vielen Obdachlosen, aber gleichzeitig fasziniert vom kreativen Überlebenswillen. So kam sie auf die Idee, die Hütten und Verschlänge der ganz Armen in den Wohnungen reicher Leute aufzubauen

und hält deren Gegner – Bauunternehmer, Immobilienfirmen, kommerzielle Vermieter – für „ideologisch motiviert“. Langzeitstudien zeigten, dass die Mieten schon seit den 1950er-Jahren um jährlich knapp sieben Prozent gestiegen seien, daran habe der Mietendeckel wenig geändert. Doch zumindest der Schutz der Bestandsmieter habe sich drastisch verbessert. Der Interessenverband hält die Kontrolle der Mieten nach wie vor für ein wesentliches Mittel, um die Vertreibung von Arbeitern, Senioren, Migranten und People of Color vom Wohnungsmarkt zu stoppen.

Einig sind sich viele Studien zumindest in einem Punkt: Mit Regulierung allein wird kein Quadratmeter bezahlbarer Wohnraum geschaffen. Der

Schlüssel zur Linderung der Wohnungsnot, heißt es im (auch schon sechs Jahre alten) Thesenpapier der Non-Profit-Organisation SPUR, sei der Nachschub an neuem Wohnraum: „Wir sind in die Wohnungsnot geraten, weil San Francisco nicht genug Wohnungen hat, um die Nachfrage zu stillen.“

Die einzige Lösung, die möglichst vielen Leuten zugutekommen würde, müsse daher dafür sorgen, dass mehr bezahlbarer Wohnraum gebaut werde. Das zumindest ist auch auf andere Städte übertragbar. 

63%

der US-Amerikaner leben in ihrem Wohneigentum, Tendenz abnehmend.

In Deutschland liegt die Wohneigentumsquote bei 52%, Tendenz steigend.

Ach so, Sie sind

Hautfarbe, Herkunft,
Religion – all das sollte
bei der Wohnungssuche
eigentlich keine Rolle
spielen. Die Realität sieht
anders aus

Türkin ...

Von Emran Feroz

Illustration: Frank Höhne

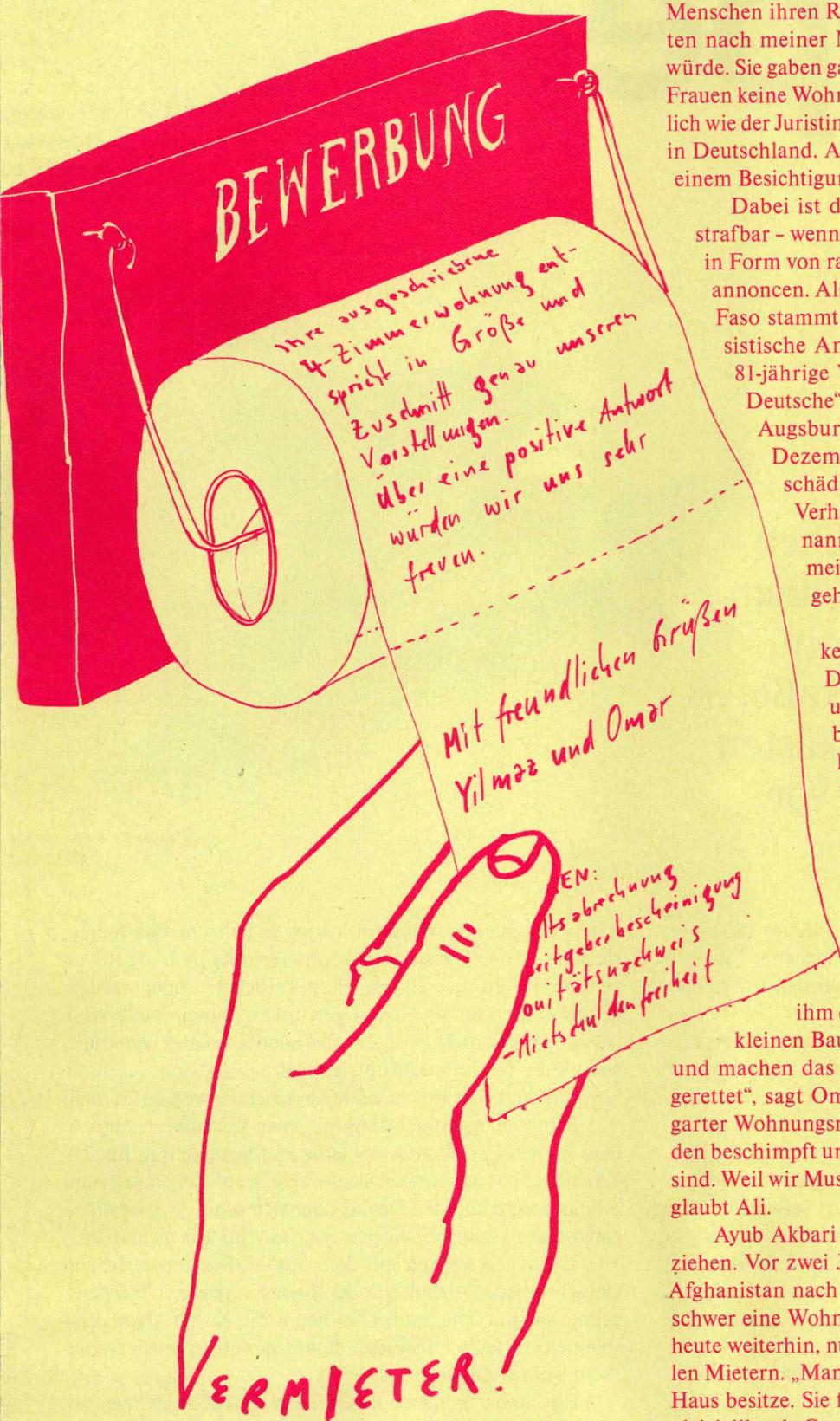
Wenn Srinivasa Prasad über seine Erfahrungen bei der Wohnungssuche spricht, wirkt er traurig und wütend zugleich. „Die meisten Vermieter wollten mich nicht sehen, nachdem sie bemerkten, dass ich kein Deutscher bin“, sagt der indischstämmige studierte Automobilelektroniker, der vor wenigen Monaten gemeinsam mit seiner Familie von Hongkong nach Stuttgart gezogen ist. Obwohl Prasad bei einem bekannten deutschen Unternehmen in einer führenden Position tätig ist, wurde die Suche nach einer 2-Zimmerwohnung zu einem großen Problem. Prasad hat schwarze Haare, einen dunklen Teint und spricht fließend Englisch. Für die meisten Vermieter waren diese Umstände eine Provokation. Sie machten keinen Hehl daraus, dass sie Prasad aufgrund seiner Herkunft keine Wohnung vermieten würden.

„Niemals vermiete ich meine Wohnung an jemanden wie dich. NIEMALS!!!!“, schrieb ein Vermieter. „Wir vermieten leider an keine Menschen, die unsere Sprache nicht sprechen“, ein anderer. „Damit habe ich wirklich nicht gerechnet. Ich verstehe das einfach nicht“, sagt Prasad, der nach vielen rassistischen Absagen mittlerweile ein etwas überbelegtes Appartement gefunden hat. Sein jetziger Vermieter hat ebenfalls ausländische Wurzeln. Nachdem er

einen kurzen Blick auf Prasads Einkommensnachweis geworfen hatte, war die Sache für ihn erledigt.

Seitens der Antidiskriminierungsstelle des Bundes heißt es, dass Rassismus und die Diskriminierung von Minderheiten bei der Wohnungssuche in Deutschland zum Alltag gehören. Die deutliche Erkennbarkeit der religiösen Zugehörigkeit, etwa durch das Tragen eines Kopftuchs, führe ganz klar zu Nachteilen. Eine Anfang des Jahres veröffentlichte Umfrage der Bundesbehörde bestätigt das: Rund 35 Prozent der befragten Menschen mit Migrationshintergrund gaben an, in den vergangenen zehn Jahren bereits Rassismus bei der Wohnungssuche erfahren zu haben.

Emine Yilmaz* suchte eine Wohnung für sich und ihre Mutter. Yilmaz ist Juristin, in Deutschland geboren und aufgewachsen. Im Laufe der Wohnungssuche wurde sie regelmäßig auf ihre türkische Herkunft angesprochen. „Als ich mich am Telefon mit den Vermietern unterhielt, schien alles in Ordnung. Dies änderte sich allerdings schlagartig, als ich vor ihnen stand“, sagt sie. Während der Wohnungsbesichtigungen wurde sie immer wieder zum Islam oder ihrer Meinung zum türkischen Staatspräsidenten Recep Tayyip Erdoğan gefragt. „Ich war schockiert über die Tatsache, dass die



Menschen ihren Rassismus ganz offen preisgeben. Sie fragten nach meiner Mutter und ob sie ein Kopftuch tragen würde. Sie gaben ganz offen zu, dass sie Kopftuch tragenden Frauen keine Wohnung vermieten würden“, so Yilmaz. Ähnlich wie der Juristin und ihrer Mutter geht es vielen Menschen in Deutschland. Andere werden hingegen gar nicht erst zu einem Besichtigungstermin eingeladen.

Dabei ist diese Form von Diskriminierung sogar strafbar – wenn man sie eindeutig nachweisen kann, etwa in Form von rassistischen SMS, E-Mails oder Zeitungsannoncen. Als etwa Hamado Dipama, der aus Burkina Faso stammt, im Laufe der Wohnungssuche eine rassistische Annonce auffiel, zog er vor Gericht. Der 81-jährige Vermieter, der seine Wohnung „nur an Deutsche“ vergeben wollte, musste laut Urteil des Augsburger Amtsgerichts, das im vergangenen Dezember verkündet wurde, 1.000 Euro Entschädigung an Dipama zahlen. Während der Verhandlung beschimpfte der Mann Dipama, nannte ihn unter anderem „Herr Obama“ und meinte, schlechte Erfahrungen „mit Türken“ gehabt zu haben.

Den Rassismus auf dem Wohnungsmarkt kennen auch Omar*, Yassir* und Ali* gut. Die drei Studenten aus Syrien, Ägypten und Palästina hatten die Wohnungssuche bereits aufgegeben, übernachteten bei Freunden und waren frustriert. Dann trafen sie Ayub Akbari*, der seine Ersparnisse in ein älteres dreistöckiges Haus investiert hatte. Akbari suchte Mieter. Irgendwann meldeten sich die arabischen Studenten bei ihm. Er stellte ihnen sofort ein Stockwerk für eine WG zur Verfügung. Auch mit der Miete kam er ihnen entgegen. Im Gegenzug sollten ihm die Nachwuchsingenieure hier und da bei kleinen Bauarbeiten helfen. „Wir sind sehr dankbar und machen das gerne. Ayub hat uns Kopf und Kragen gerettet“, sagt Omar. Über ihre Erlebnisse auf dem Stuttgarter Wohnungsmarkt können sie heute lachen. „Wir wurden beschimpft und angeschrien. Warum? Weil wir Araber sind. Weil wir Muslime sind. Es gab keinen anderen Grund“, glaubt Ali.

Ayub Akbari kann den Unmut seiner Mieter nachvollziehen. Vor zwei Jahrzehnten kam er als Geflüchteter aus Afghanistan nach Deutschland. Damals fand er selbst nur schwer eine Wohnung. Den Alltagsrassismus spürt er auch heute weiterhin, nun kommt er allerdings von den potenziellen Mietern. „Manche wundern sich, dass ich überhaupt ein Haus besitze. Sie fragen, wie ich mir das leisten könne und ob ich illegale Geschäfte betreibe“, sagt Akbari. Mittlerweile leben in allen Stockwerken seines Hauses Menschen mit Migrationshintergrund. Akbari will nicht nur Geld verdienen, wie er betont, sondern in seiner Position als Vermieter auch den Menschen entgegenkommen und helfen. „Ich weiß, wie schwer sie es haben. Egal ob Ingenieur, Student oder arbeitsloser Geflüchteter. Der Rassismus trifft sie alle.“

* Namen geändert

Klappe zu

Fünf Ecken,
um dem Teufelskreis
zu entkommen: So
sehen die „Ulmer
Nester“ aus

Mehr als 678.000 Menschen in Deutschland haben keinen festen Wohnsitz, viele von ihnen landen auf der Straße. In Ulm hat man Schlafkästen gebaut, um Obdachlose vor Kälte zu schützen



Niemand kann ihn sehen. Nachts, wenn Benni in seiner Kiste liegt, atmet er die kühle, nach Holz riechende Luft tief ein. Durch die Fenster blickt er hinaus auf den Rasen des Friedhofs. Er ist allein, endlich.

Im Herbst 2019 musste Benni – seinen Nachnamen will er nicht nennen – ins Gefängnis, weil er eine Geldstrafe nicht bezahlt hatte. Nach zweieinhalb Monaten war er wieder frei und so pleite, dass er seine Miete nicht zahlen konnte. Seitdem ist er obdachlos. Und unsichtbar – denn er will nicht, dass seine Eltern, sein Bruder und seine Oma ihn so sehen.

Er ist katholisch erzogen worden, daher verbringt er die Tage in der Stadtbibliothek und liest Bücher über das Christentum. Abends sitzt er am Busbahnhof und trinkt Bier.

Dort, in einer klirrend kalten Dezembarnacht, sah ihn im vergangenen Jahr ein Busfahrer. Aus Sorge, Benni könnte erfrieren, rief er die Polizei. Doch Benni weigerte sich, in eine Notunterkunft zu gehen. Die Beamten schickten ihn zu den neuen Schlafkojen, den sogenannten Ulmer Nestern. Prototypen, mit denen die Stadt und eine Gruppe Ulmer Jungunternehmer zeigen möchten, wie man das Leben von Obdachlosen erleichtern kann.

Geschätzt 41.000 Menschen leben in Deutschland auf der Straße, die Dunkelziffer ist wohl noch um einiges höher. Mindestens zwölf von ihnen sind im vergangenen Winter erfroren. Denn nicht jeder, der auf der Straße lebt, nutzt auch die zur Verfügung stehenden Notunterkünfte. Obdachlose

Menschen müssen sich dort an strenge Vorschriften halten, sie leben in den Unterküften auf engem Raum ohne Privatsphäre, dürfen ihre Hunde nicht mitbringen oder werden abgewiesen, weil sie zu viel getrunken haben. Auch sind viele von ihnen nicht beim Arbeits- oder Sozialamt registriert, sodass die Notunterkünfte sie ablehnen müssen, da ohne Sozialnummer die Kosten nicht abgerechnet werden können.

Minutenlang stand Benni in jener Dezembarnacht vor dem fünfeckigen Kasten aus Holz und beäugte ihn. Bis die Kälte über das Misstrauen siegte, er sich auf die grüne Gummimatte legte und den Deckel über sich schloss. Aber nicht ganz, einen kleinen Spalt ließ er offen. Nur zur Sicherheit.

Die Angst verflog mit dem Schlaf. Seit dieser Nacht versucht er jeden Abend, eine der Kojen zu ergattern. Meistens gelingt es ihm. Die Stadt Ulm nennt die Nester „Notfallinstrument in letzter Instanz“. Benni nennt sie mittlerweile „mein kleines Zuhause“.

Ein Januarmorgen auf dem Alten Friedhof, der zentral liegt. Die Luft ist so eisig, dass der Urin der Hunde in der Wintersonne dampft. Die Hundebesitzer sind in Daunenjacken eingepackt und hüpfen auf der Stelle, um ihre Füße zu wärmen. Zwischen mehreren Tannen steht die fünfeckige Holzkiste, in der Benni die Nacht verbracht hat. Niemand beachtet sie.

Hannah Böck und Norman Kurock sind unterwegs zu Benni. Sie arbeiten für die Caritas und betreuen das Pilotprojekt. Jeden Morgen gehen sie zu den Nestern und schau-

en, wer darin liegt. Dass jemand drinliegt, wissen sie bereits, denn per App bekommen sie fortlaufend Informationen zugesendet. Sie sehen, wann die Kojе geöffnet und geschlossen wird, wie warm es in der Kiste ist und ob die Sensoren für Rauch anspringen. Außerdem können die Sozialarbeiter mit der App die Kiste auch dann öffnen, wenn der Bewohner sie von innen verriegelt hat. Jeden Morgen um neun verschließen sie die Kojen, abends um sechs werden sie mit der App wieder geöffnet – sie sollen ja nur für die Nacht sein.

„Wir kommen nicht, um die Schlafenden zu kontrollieren, sondern um im Notfall helfen zu können.“ Norman Kurock hat an diesem Morgen einen Schlafsack für Benni dabei, der hat die Nacht wieder einmal nur in dünner Regenjacke und ohne Decke im Nest verbracht.

Sechs engagierte Designer, Hardware- und Softwareentwickler fanden sich 2018 in Ulm zusammen, um zu helfen. Die Stadt Ulm stellte ihnen eine lebensentscheidende Aufgabe: Wie kann man obdachlose Menschen vor dem Kältetod bewahren?

Nach 48 Stunden präsentierten die sechs Unternehmer ihre Idee – eine Hightechkiste aus massivem Holz, mit Sensoren, einer App und einem Wärmetauscher, der für Frischluft sorgt und die Innentemperatur stabil hält. Nach anfänglicher Begeisterung gab es von manchen Ulmern auch Kritik: Die Schlafkapseln würden an Särge erinnern und hätten weder Toilette noch Waschbecken.

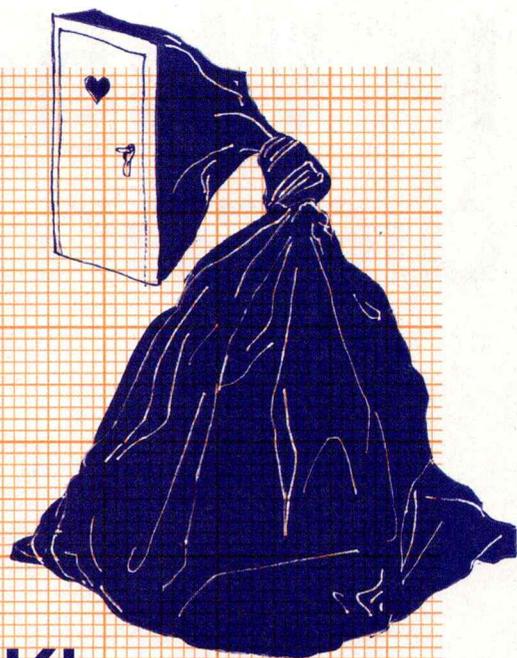
Dabei ist die Kastenform kein Zufall, erzählt Produktdesigner Patrick Kaczmarek. Sie Sorge dafür, dass die Kapseln für Menschen jeder Statur und Größe gut zugänglich und benutzbar seien. Zudem biete sie genügend Stauraum für persönliche Gegenstände oder sogar einen Hund.

Nur rund fünf Grad wärmer als draußen wird es in den Holzkisten. Ein Ersatz für eine Wohnung sollen die Schlafkapseln aber ohnehin nicht sein. „Niemand soll einziehen wollen“, sagt Kaczmarek. „Die Nester sind nur da, um vor dem nächtlichen Erfrieren zu schützen.“ Einige Fehler und Schwächen haben sich jetzt schon gezeigt, so schließt der Deckel bei Feuchtigkeit schwerer. Das Ziel ist es, die optimierten Nester jeden Winter und bald auch in anderen Städten aufzustellen.

Benni hatte dieses Mal keine gute Nacht. Alpträume und das stündliche Schlagen der Turmuhr haben ihn wach gehalten. Seine Lippen sind rissig, seine Augen tränen. Mit zittrigen Händen trägt er zwei große Taschen, die dunkle Wollmütze hat er sich tief ins Gesicht gezogen. „Immerhin hatte ich es warm.“

Er weiß, dass die Nächte in seinem Nest gezählt sind. Im Frühling endet die Testphase. Benni will eh eine richtige Wohnung, ein Bett, einen Job. Hier, unter dem niedrigen Deckel, hat er das Gefühl, dass er sich ein Stück weit davor versteckt, sein Leben in die Hand zu nehmen. ☐

Eine 62-Jährige ist in Hannover zur Sprecherin der Obdachlosen geworden. Was sie tut und damit bewirkt, lest ihr auf flutter.de/wohnen



Das Klo

Im Juni 1858 musste die Sitzung des britischen Parlaments abgebrochen werden, weil aus der Themse ein derartiger Gestank von den eingeleiteten Abwässern aufstieg, dass den Abgeordneten die Luft wegblieb. Dieser Sommer ging als „The Great Stink“ in die Geschichte ein – und er war der Grund dafür, dass in London innerhalb weniger Jahre ein großes System von Abwasserkanälen gebaut wurde.

Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts war in vielen Städten die Kacke buchstäblich am Dampfen. Wer nicht draußen auf der Straße seine Notdurft verrichtete, benutzte dazu einen Eimer – dessen Inhalt er nach einem kurzen Warnruf einfach aus dem Fenster auf die Gasse kippte.

Die Hochkulturen der Antike waren da schon weiter. So wäre wohl Rom kaum jemals zur Millionenstadt erblüht, hätte nicht die legendäre „cloaca maxima“ – eine ausgeklügelte Kanalisation mit fließendem Wasser – die Einwohner vor der Ausbreitung von Seuchen bewahrt.

Zum „stillen Örtchen“ wurde die Toilette wesentlich später, nämlich mit ihrem Einzug als separater Raum in die bürgerliche Wohnung. Dort ist sie heute einer der privatesten Orte des Hauses. Wer wirklich seine Ruhe will, findet sie dort. Auf dem Klo ist der gesellschaftliche oder familiäre Zwang zum sozialen Miteinander aufgehoben – sofern man den Ort so verlässt, wie man ihn vorzufinden wünscht. Dort kann man in Ruhe den fluter oder Comics lesen und über den Lauf der Welt nachdenken – zum Beispiel darüber, dass ein WC für viele Menschen auch heute nicht selbstverständlich ist: Etwa 40 Prozent der Weltbevölkerung haben kein Klo, und jährlich sterben schätzungsweise 7,5 Millionen Menschen an den Folgen von Durchfallerkrankungen. Ein Umstand, an den am 19. November eines jeden Jahres erinnert wird. Dann nämlich ist „Weltoilettag“.

Von Arno Frank

In Wagen wie diesen

Elisabeth Raabe wohnt in ihrem Auto. Hier erzählt sie, wie sich das anfühlt

Ich bin 55 Jahre alt und habe 30 Jahre lang in verschiedenen Büros als Sekretärin gearbeitet, die vergangenen vier Jahre war ich bei einem Paketdienst beschäftigt, bis man mich auch dort entlassen hat. Ich konnte meine Miete nicht mehr bezahlen und musste die Wohnung räumen. Das war im November 2018, kurz nach Thanksgiving.

Seitdem lebe ich in meinem Kleinwagen, einem grauen Chevrolet Spark, der bis unters Dach mit meinen Habseligkeiten vollgestopft ist. Viel bewege ich den nicht, ich muss ja sparen, nur manchmal fahre ich zu McDonald's oder Starbucks und setze mich dort still an einen der Tische. Ich kann deren WLAN benutzen, und niemand sagt etwas, auch wenn ich nichts bestelle.

Nachts stelle ich mich mit dem Wagen dann in eine ruhigere Seitenstraße hier in Virginia, nicht weit von Washington D. C. Man sieht, die Scheiben sind heute früh von innen beschlagen. Draußen haben wir Minusgrade,

es war wieder eine kalte Nacht. Mir fehlen mein Bett, die Wärme und der Komfort, meine Beine ausstrecken zu können, ohne dass meine Füße kalt werden. Ich würde ja gerne auf dem Rücksitz schlafen, das wäre bequemer, aber da ist alles voll mit meinen Sachen. Deshalb liege ich immer quer ausgestreckt über dem Fahrer- und Beifahrersitz mit zwei Decken und zwei Schlafsäcken.

Wenn ich nachts wach liege, denke ich oft an meine Katze Miss Kitty. Sie lebt jetzt in einem Tierheim, wo ich sie möglichst oft besuche. Meine Mutter ist 2012 gestorben, mein Vater im vergangenen August. Er war Lutheraner, hat mehr als 60 Jahre als Pastor gearbeitet und mir gesagt, dass ich meinen Glauben benutzen soll, um aus Krisen wieder herauszukommen. Ich habe natürlich gezweifelt und mich gefragt: Warum ich, was habe ich bloß getan, dass mich dieses Schicksal ereilt?

Kurz vor der Räumung meiner letzten



Wohnung haben mir Freunde geholfen, einige meiner Möbel in einem Mietcontainer einzulagern. Ich habe ein paar Ersparnisse, aber das Leben ist auch ohne Obdach teuer, weil ich noch Steuerschulden und ausstehende Kreditkartenrechnungen begleichen muss. Zum Glück kann ich in einer christlichen Einrichtung für Obdachlose essen, duschen und meine Kleidung waschen. Auch eine Krankenschwester gibt es da und einen Sachbearbeiter, der einem bei der Jobsuche hilft. Zwischendurch lade ich dort mein Mobiltelefon und mein Tablet auf. Natürlich hilft es für die Jobsuche auch, zumindest noch ein Auto zu haben. Ich kann zu Vorstellungsgesprächen fahren und muss mich nicht auf öffentliche Verkehrsmittel verlassen.

Ich könnte auch in einem Obdachlosenheim unterkommen. Als Frau fühle ich mich dort aber nicht sicher, also bleibe ich lieber in meinem Auto. Am Anfang hat die Polizei immer mal wieder an mein Fenster geklopft. Sie haben gefragt, ob ich eine Wasserflasche oder eine Decke bräuchte. Später haben sie mich in Ruhe gelassen, waren aber immer freundlich zu mir.

Was ich besonders vermisse? Einen Fernseher, Elektrizität, fließend Wasser, die Heizung im Winter. In einer idealen Welt habe ich bald wieder einen Job und finde ein Zuhause für mich und meine Katze.

Protokoll: Daniel C. Schmidt



Alles im Kleinwagen:
Nachts streckt sich Elisabeth Raabe über die beiden Vordersitze aus

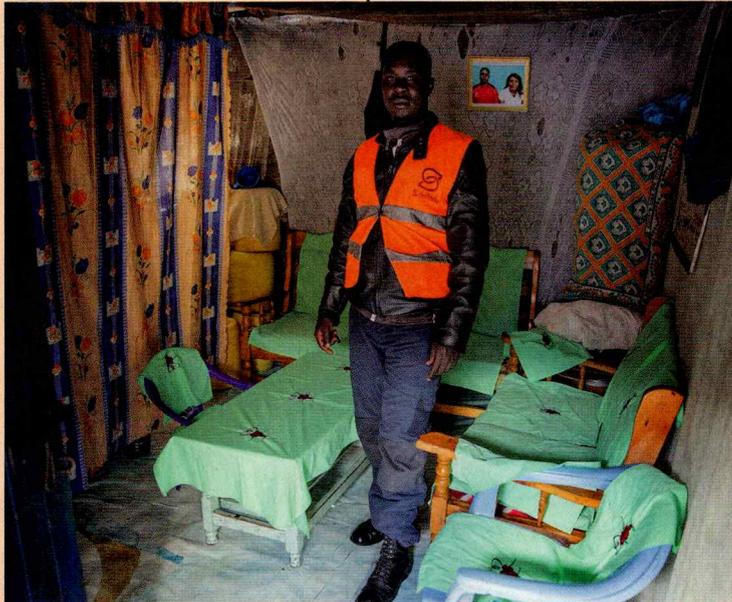
Es irgendwie schaffen

Eigentlich heiße ich Kenneth Omondi, aber alle, die mich kennen, nennen mich Ken. Ich bin 31 und seit zehn Jahren Motorrad-Taxifahrer. Damit verdiene ich meinen Lebensunterhalt. Vor acht Jahren bin ich aus meinem Dorf in die Hauptstadt Nairobi gezogen. Auf dem Land war es langweilig, und Jobs gab es auch keine. Allerdings bin ich schließlich in Kibera gelandet, genauer gesagt im Dorf Lindi, weil schon mein Vater hier wohnte. Lindi bedeutet so viel wie „Loch“ oder „Abfluss“. Vielleicht heißt es so, weil das Abwasser hier offen zwischen den Lehmhtten fließt, aber das ist eigentlich in allen Teilen Kiberas so. Hier gibt es nur eine Hauptstraße. Verlässt man die, balanciert man über schmale, unebene Wege, die wegen des Abwassers rutschig sind.

Ich lebe hier mit meiner Familie: meiner Frau Janet, meinen Töchtern Juliece (11) und Ezna (8), unserem Jüngsten Brawin (4) und meiner Nichte Dota (11).

Wir teilen uns zwei gleich große Räume mit Lehmwänden, einem Wellblechdach, ohne Fenster. Jeder Raum misst ungefähr vier Meter mal vier Meter. Den einen nutzen die Mädchen nur zum Schlafen, den anderen – unser „Haupthaus“ – haben wir in der Mitte mit einer Gardine abgeteilt. Auf der einen Seite schlafen meine Frau und ich mit dem Kleinen, auf der anderen Seite stehen unsere Sofas und ein Tisch, Kocher, Geschirr, Kleidung, Fernseher. Die zwei Fahrräder der Kinder stapeln wir in den freien Ecken. Vor Kurzem ist auch noch eine streunende Katze bei uns eingezogen. Nachts parke ich auch noch mein Motorrad im Haus, sonst würde es mir geklaut werden. Davon abgesehen mache ich mir aber keine Gedanken um Sicherheit. Die Leute in Kibera wohnen eng beieinander, sie erkennen sofort, wer hier nicht hergehrt. So passen wir aufeinander auf.

Da meine Frau nicht arbeitet, Sorge ich finanziell allein für uns. Die beiden Räume kosten umgerechnet 50 Euro Miete im Monat. Mit neun anderen Familien, die in ähnlichen Räumen wohnen wie wir, teilen wir uns Plumpsklo und Dusche. Die Dusche ist nur ein Verschlag mit einem Abfluss für das Wasser, das wir selbst mitbringen müssen. Wir verbrauchen als Familie etwa 60 Liter Wasser pro Tag zum Trinken, Kochen, Duschen und Waschen. Meine Frau kauft es in 20-Liter-Kanistern in einem Laden ein paar Mi-



nuten entfernt und trägt es nach Hause. Dafür geben wir etwa acht Euro im Monat aus.

Zum Glück haben wir einen Stromanschluss direkt im Haus. Der versorgt eine Glühbirne gleich neben dem Eingang. Zwei Steckdosen liefern Strom für den Fernseher, das Radio, das Bügeleisen und um mein Handy aufzuladen. Das kostet noch einmal fünf Euro pro Monat. Die Mahlzeiten bereitet meine Frau auf dem Kerosinkocher zu. Wir frühstücken alle zusammen um sieben Uhr früh sen Tee und Weißbrot, bevor die Kinder zur Schule gehen und ich zur Arbeit.

Ich schicke meine Kinder auf kleine private Schulen, für die ich Gebühren zahle. Die sind zwar kaum besser als die kostenlosen öffentlichen Schulen, aber

Kenneth Omondi lebt mit seiner Familie in einem Slum in Kenia. Das ist sein Bericht

die Klassen sind dort mit bis zu 100 Schülern viel zu groß. Meine Kinder sollen das beste Lernumfeld haben, das ich mir leisten kann, damit sie mal nicht so enden wie ich: Ich bin nur fünf Jahre zur Schule gegangen, weil ich keine Lust hatte aufs Lernen und zu stur war, um auf meine Eltern zu hören. Als Motorrad-Taxifahrer habe ich vielleicht zehn Fahrten am Tag. Es ist ein täglicher Kampf, aber wir schaffen es irgendwie.

Protokoll: Anja Bengelstorff

Der Z-Stuhl

Ergonomisch, wie er war, fand dieser erste Freischwinger aus Kunststoff im Osten wie im Westen Deutschlands gleichermaßen großen Anklang. Das machte den „hockenden Mann“, wie er auch genannt wird, obwohl erst 1968 entworfen, zu einem der Klassiker des 20. Jahrhunderts.



Der Perserteppich

Einer der erfolgreichsten Möbel-Migranten. Mit einer mehr als tausendjährigen Geschichte im Rücken verschönerte er im Zuge von „Orient“-Sehnsucht und Gemütlichkeitsverlangen viele deutsche Fußböden.



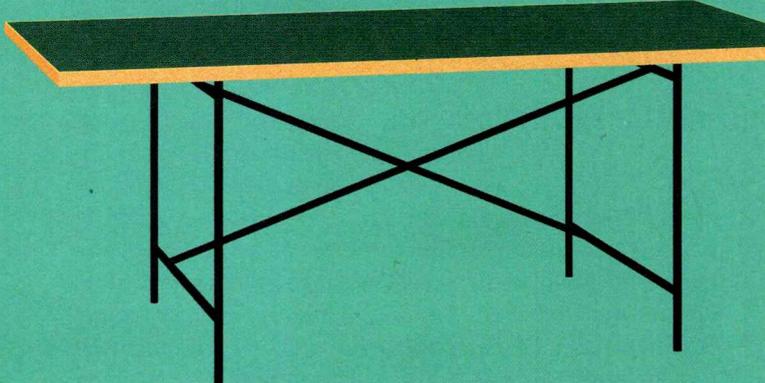
Die Le-Corbusier-Liege

Der weltberühmte Architekt Le Corbusier machte sich nicht nur Gedanken, wie man möglichst viele Menschen auf wenig Raum bequem unterbringen kann, sondern auch über die entsprechende Ausstattung. Seine LC4 Chaiselongue gehört zu den absoluten Designklassikern.



Der Eiermann-Arbeitstisch

Der Arbeitstisch, den Egon Eiermann 1953 mit dem Gedanken an arme Studierende entworfen hat, steht auch für besonders effizientes Design, weil er seine Standfestigkeit mit geringem Materialeinsatz erreicht.



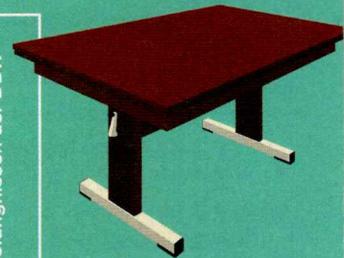
Das Billy-Regal

Dieser 1978 entwickelte schlichte Verkaufschlager war die Speerspitze, mit der IKEA das globale Mittelschichtwohnen vorangetrieben hat. Rund 77 Millionen Mal hat sich das Billy-Regal bisher weltweit verkauft. In den 1980er-Jahren wurde es auch in Zwangsarbeit von Häftlingen in Gefängnissen der DDR für den Konzern produziert.



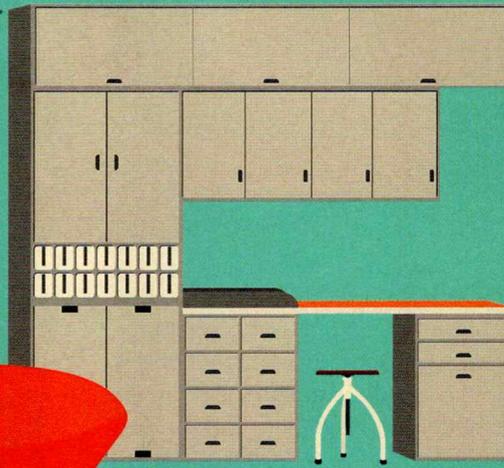
Der „Mufuti“

Verstellbar in Höhe und Fläche wurde der Multifunktionsstisch in der DDR zum Symbol für den neuen Wohn-Wohlstand der Arbeiterklasse im Sozialismus. Dank der Abkürzung konnte man ihn auch als Wort ganz klein machen.



Die Frankfurter Küche

Wurde 1926 von Margarete Schütte-Lihotzky, der ersten Frau an der Wiener Kunstgewerbeschule, für den sozialen Wohnungsbau entwickelt. Die Wohnküche, die zuvor beliebt war, kam aufgrund von Platzproblemen in den 1920er-Jahren aus der Mode.



Illustrationen: Rosi Feist

Der Nierentisch

Dieses Wohnorgan mit drei Beinen war in den 1950er-Jahren in vielen Wohnungen anzutreffen. In der Nierenform sahen viele eine Abkehr von den geraden Linien und der Starrheit des Nationalsozialismus.



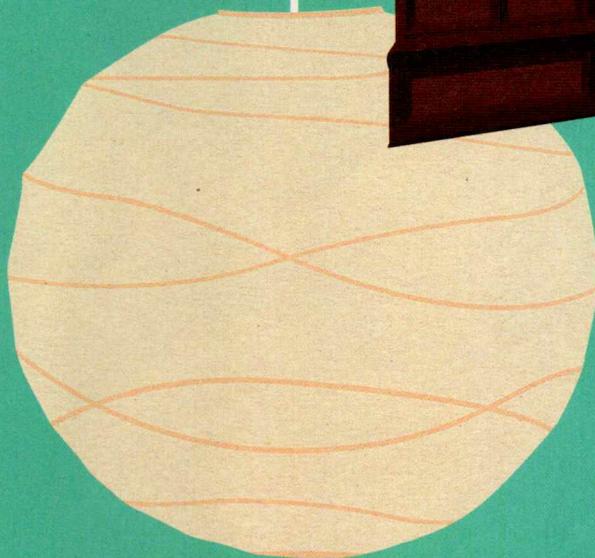
Formsache

Wie wir uns einrichten,
spiegelt auch immer
den Geist der Zeit – eine
kleine Möbelkunde



Die Fernsehtruhe

Als das Fernsehen Ende der 1950er-Jahre massenhaft Einzug ins Wohnzimmer hielt, begann auch die Serienproduktion dieser Truhen. Darin filmten nicht nur die ersten großen TV-Shows, es flackerte auch der Wunsch nach ewig wachsendem Wohlstand auf.



Die Ballonleuchte

Einst von dem amerikanisch-japanischen Künstler Isamu Noguchi entwickelt und entsprechend teuer, sorgten die später massenproduzierten Ballonleuchten vielfach nicht nur in Studentenbuden für gemütliches Licht. Ein gutes Beispiel dafür, wie Design das Leben vieler bereichern kann.

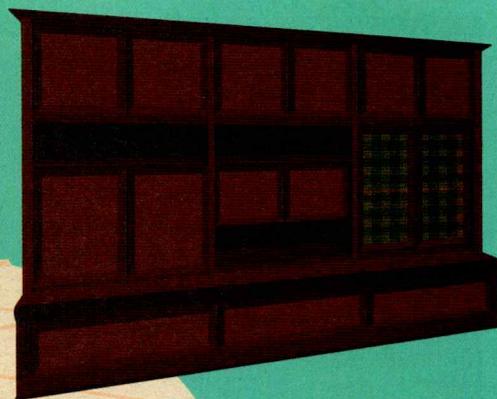
Der Monobloc-Chair

Leicht, stapelbar und unverwülich steht der in den frühen 1970er-Jahren erfundene Plastikstuhl nicht nur überall rum, sondern auch für die Globalisierung und Plastifizierung der Welt. Während er in einigen Ländern multifunktional eingesetzt wird, findet man ihn in Deutschland hauptsächlich im Garten.



Die Schrankwand

Eines der beliebtesten Möbelstücke im deutschen Wohnzimmer: Ob schlicht, rustikal oder klassisch, bietet es Platz für Bücher, Geschirr, Stereoanlagen oder Nippes. Manchen zu spießig, für andere *das* Retromöbel.



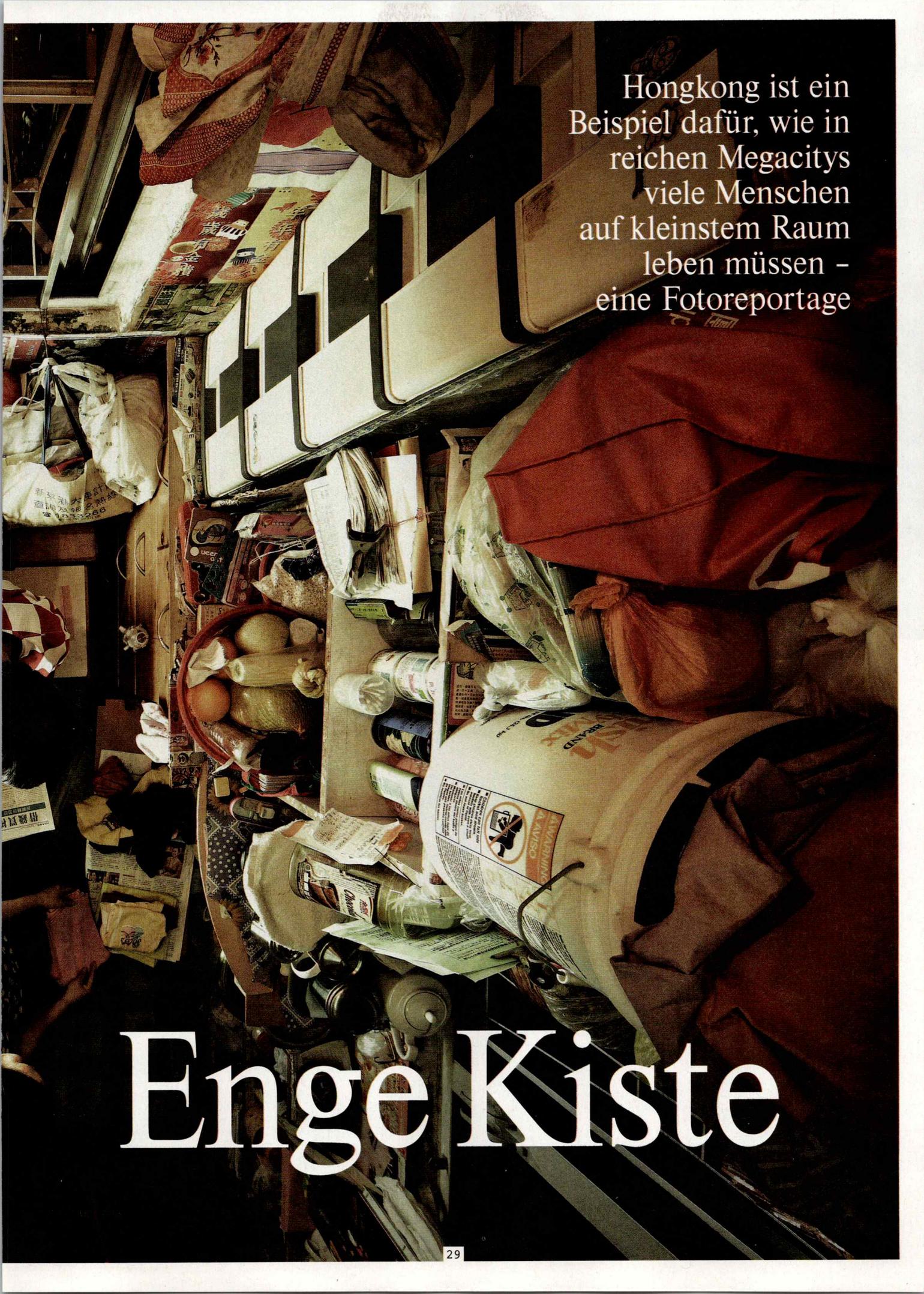
Das Jetbett

So stellte man sich in den hedonistischen 1970er-Jahren Luxus vor: ein Bett mit integriertem Radiowecker und seitlichen Geheimverstecken für die Betthupferl, davor am besten ein Flokatiteppich. Heute als Zeitmaschine für wenig Geld erhältlich.

Das Stockbett

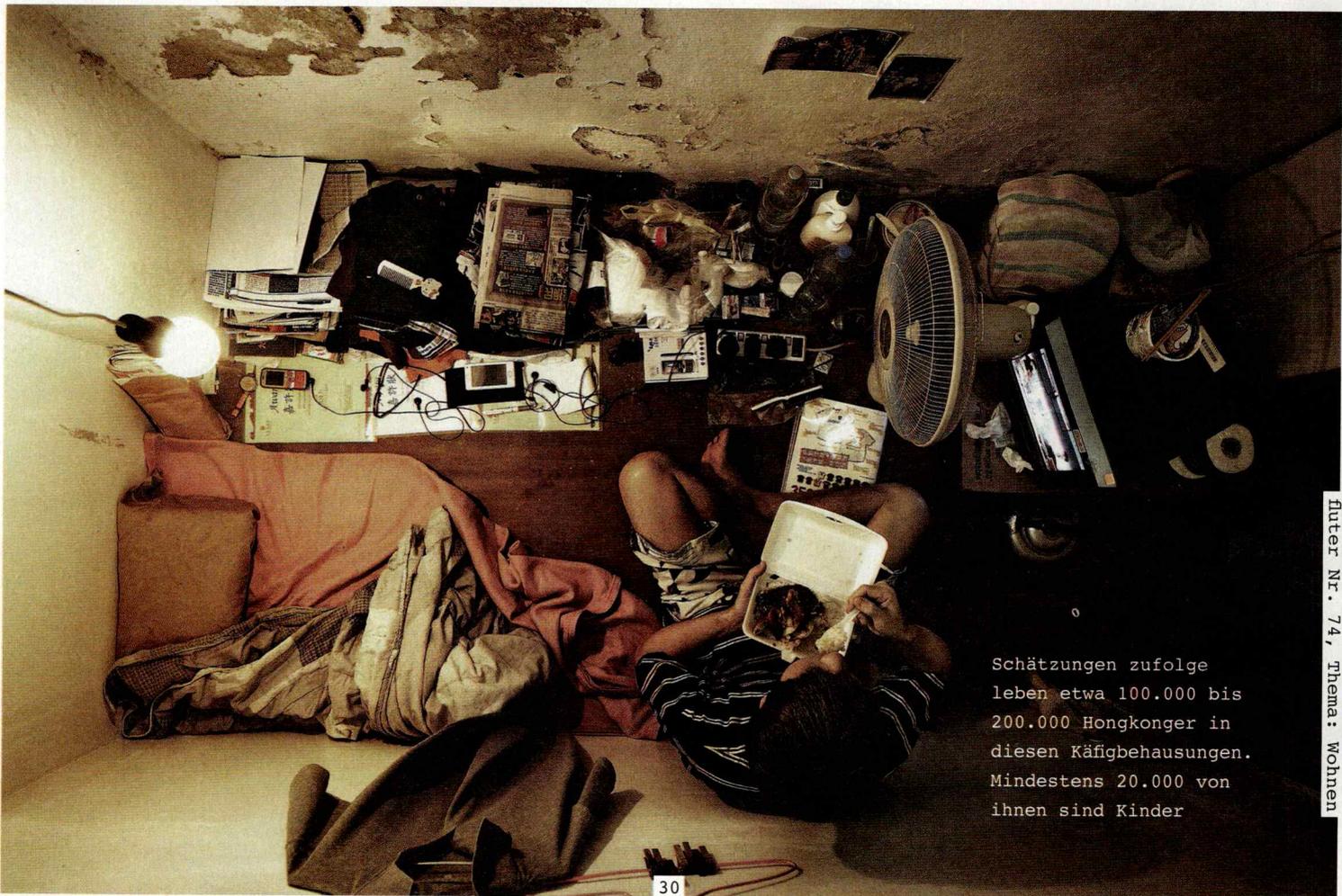
Kaum ein Möbel spart so viel Platz wie das Stockbett – ein Segen für viele Familien, die mehrere Kinder, aber wenig Platz haben. Der Streit, wer oben und wer unten liegt, dürfte ebenfalls ein Klassiker sein.





Hongkong ist ein
Beispiel dafür, wie in
reichen Megacitys
viele Menschen
auf kleinstem Raum
leben müssen –
eine Fotoreportage

Enge Kiste



Schätzungen zufolge leben etwa 100.000 bis 200.000 Hongkonger in diesen Käfigbehausungen. Mindestens 20.000 von ihnen sind Kinder

Wohnungsnot herrscht bekanntlich in vielen Megastädten. In der asiatischen Metropole Hongkong ist sie jedoch so dramatisch, dass dort viele Menschen mit wenig mehr als zwei Quadratmetern Wohnfläche auskommen müssen. Ihr einziger privater Rückzugsort ist eine Holz- oder Metallkonstruktion, in die gerade mal eine Matratze und wenige Habseligkeiten hineinpassen und die meist weder Tageslicht noch Frischluft bietet.

Weil diese Unterschlüpfen wie Käfige aussehen, in die normale Wohnungen unterteilt werden, nennt man ihre Bewohner auch „Cage People“. So stapeln sich in einem Raum, der ursprünglich als Wohnzimmer einer Familie vorgesehen war, viele winzige Behausungen über- und nebeneinander. Alle Bewohner teilen sich eine Küche und ein Badezimmer – nicht selten sind das mehr als ein Dutzend Menschen.

So beengt die Käfigwohnungen auch sind, bedeuten sie für viele Menschen die Rettung vor der Obdachlosigkeit.



Die Miete für einen solchen Verbleib liegt derzeit bei rund 200 Euro pro Monat. Schon seit vielen Jahren gilt Hongkong als einer der unerschwinglichsten Wohnungsmärkte der Welt. Bis auf wenige Ausnahmen ist das gesamte Land in Hongkong Eigentum der Regie-

rung, die die Grundstücke an meistbietende Immobilienentwickler verpachtet. Dadurch steigen die Preise ins Astronomische. Die Regierung benötigt die Einnahmen, um den niedrigen Steuersatz zu garantieren, der viele Unternehmen in die Stadt zieht. ↵





Der wirtschaftliche Aufstieg Chinas hat auch dazu geführt, dass den beengten Wohnverhältnissen in den Megastädten mittlerweile Luxuseigenheime gegenüberstehen, die zu den teuersten Immobilien der Welt gehören. In Shanghai stehen schlossähnliche Villen für bis zu 20 Millionen Euro zum Verkauf. Einer der reichsten Menschen Chinas ist Xu Jiayin – Chef des Immobilienkonzerns Evergrande Real Estate.



Wie willst

Teil 2

du leben?

Kinderzimmer, Studentenbude,
Mietwohnung, Reihenhaus: Wir gucken mal,
ob es ein Leben jenseits davon gibt

Kein eigenes Bett? Und die Klamotten werden auch von allen geteilt? Willkommen in der Soli-WG

Von Noelle Konate
Fotos: Ingmar Björn Nolting



Teilomat

K20-2-3, K20-2-4, K20-1-3 – was aussieht wie ein Code, beschreibt Nathalies und Thores letzte zwölf Stunden. Gestern haben sie im kalten „Communal Sleeping Room“ (K20-2-3 = Kantstr. 20, 2. Stock, 3. Zimmer), dem Schlafsaal, noch zu sechst „Harry Potter und der Halbblutprinz“ auf die Zimmerdecke projiziert und sind dann eingeschlafen. Heute Morgen sind sie nur noch zu zweit aufgewacht, haben sich im „Communal Closet“ (K20-2-4) dick eingepackt, um dann mit den anderen im „Dining Room“ (K20-1-3) zu frühstücken.

Um den großen braunen Holztisch sitzen neben Thore und Nathalie noch Chandi, Chrisi und Clara. Clara greift zum selbst gemachten Rote-Bete-Aufstrich. Auf dem Glas pappt ein großer Aufkleber. Dieser Aufstrich wurde in einer defekten Küchenmaschine mit einem kleinen Sprung püriert, heißt es darauf. Clara will es noch genauer wissen: „Seit wann

gibt es den Sprung denn?“ „Circa seit einer Woche“, sagt Thore. „Ah, das bedeutet noch keine allzu große Bakteriengefahr“, meint Clara. Thore wendet ein, dass sich einige Bakterienstämme in 20 Minuten verdoppeln würden. Nun möchte Clara doch lieber Marmeladenbrot. Dies ist kein Morgen im Hostel, sondern im Kanthaus.

Mitten in Sachsen, in der Kreisstadt Wurzen, eine Straße hinter dem Netto, befindet sich das Wohnprojekt. Wer hier lebt, will teilen. In den meisten Wohngemeinschaften bewohnt jeder sein eigenes Zimmer, im Kanthaus teilen sich alle das gesamte Haus und dessen Zimmer. Im „Communal Sleeping Room“ schlafen bis zu zehn Menschen, der „Communal Closet“ ist ein begehrter Kleiderschrank, in dem sich jeder mit Kleidung ausstatten kann, selbst die Unterwäsche teilen sich manche. Wem das zu viel ist, der



gönnt sich Ruhe in einem „Private Room“ oder sucht sich für BHs und Boxershorts ein persönliches Fach.

„Wem du's heute kannst besorgen“ des Songwriters Faber läuft im Hintergrund, während Silvan, João und Chrisi das Abendessen zubereiten. In der Küche gibt es kein heißes Wasser, dafür ist sie mit einem alphabetisch sortierten Gewürzregal und Oliven- bis Avocadoölen ausgestattet. Lebensmittel, deren Haltbarkeitsdatum überschritten ist, die falsche Etiketten haben oder für den Supermarkt nicht perfekt genug aussehen, bekommen sie als Spende von Lebensmittelherstellern oder Läden. Manchmal geht die Gruppe auch containern, also Lebensmittel aus den Müllcontainern der Supermärkte holen. Geld für Lebensmittel geben sie nur selten aus. An diesem Abend gibt es Kartoffelwedges, einen Gemüsemix aus der Tiefkühltruhe und einen Auflauf, der auf den ersten Blick Tofu zu sein scheint, sich dann aber als Brot-Schimmelkäse-Ei-Auflauf entpuppt. Ein Zweckessen, denn von der Tafel gab es diesmal eine Menge Brot, und der Käse musste auch weg.

Mit dem Versuch, Lebensmittel zu retten, begann auch die Geschichte des Kanthauses. Gemeinsam haben sie Online-Sharing-Plattformen entwickelt, später entstand der Wunsch, die Idee des Teilens in einem analogen Projekt umzusetzen. Seit 2017 gibt es deshalb das Kanthaus, für das sechs Mitglieder ihr Geld zusammengelegt haben, um die

Die 15 Bewohner stammen aus ganz verschiedenen Schichten, aber alle sind sich einig, nachhaltig leben zu wollen. Die Lebensmittel kommen meist vom Containern oder aus Spenden. Weil nur wenige Räume konstant geheizt werden, sind die Bewohner immer dick angezogen. Gut, dass im gemeinsamen Kleiderschrank genug Klamotten sind



Schuhe werden natürlich auch geteilt. Jeder greift sich das Paar, auf das er oder sie gerade Lust hat

beiden Gründerzeitbauten in Wurzen zu kaufen. 15 Menschen aus Deutschland und Europa wohnen nun hier zusammen, die „Kanthausianer“, wie sie sich selbst nennen. Vor drei Monaten kam ein sehr junger Mitbewohner dazu: Mika, der Sohn des Ehepaars Tilmann und Janina, zog vier Tage nach seiner Geburt ins Kanthaus.

Wie fast alle Kanthausianer ist Mika dick angezogen: Strumpfhose, Pullover, Mütze. Denn es ist kalt; nur wenige Räume können in den alten Häusern konstant geheizt werden. Um auf das in Decken gehüllte Baby aufmerksam zu machen, hat sich Silvan etwas ausgedacht und einen orangebraunen Kegel mit leuchtenden LEDs gebaut. Steht der Kegel auf einem Polsterberg, heißt das: „Hier tarnt sich Mika. Bitte nicht draufsetzen!“

Fast alles bauen die Kanthausianer selbst; die meisten Installationen funktionieren automatisch. Ein Knopf an der Badezimmertür springt von „Frei“ auf „Besetzt“, sobald jemand den Raum betritt und die Tür hinter sich schließt. Der Wasserhahn läuft nur dann, wenn man auf ein Pedal am Boden tritt. Überall im Haus hängen Zettel, die erklären, wie was zu benutzen ist. Ein Zettel im Bad preist das neue Indoor-Kompostklo im Treppenhaus an.

Das Wohnprojekt, das auf den ersten Blick an eine Hippiekommune erinnert, agiert fast wie ein Start-up. In Zimmern, deren Wände mit bunt gemusterten Tüchern dekoriert sind, sitzen Aktivisten, die Sharing-Apps programmieren, Klimakonferenzen planen und Open-Source-Software zur Verfügung stellen. Allen geht es darum, bewusst mit Ressourcen umzugehen. „Wir wollen schon irgendwie die Welt retten“, sagt Janina fast ein bisschen schüchtern.

Trotz der liberalen Grundstimmung gibt es klare Strukturen und Hierarchien, die in einer Art Verfassung zusammengefasst sind. Wer im Kanthaus ankommt, ist zunächst Besucher und braucht einen „Host“. Nach drei Wochen Aufenthalt wird entschieden, ob der Gast weiter Besucher bleibt, Freiwilliger wird oder abreisen muss. Auch die Mitglieder werden in Abständen von zwei und sechs Monaten geprüft. Alle Hausbewohner haben gemeinsam die Verpflichtung, Verantwortung für den Ort zu übernehmen und einen Beitrag für Wurzen oder die restliche Welt zu leisten. Sich ein nettes

Zimmer auszusuchen und auf der faulen Haut zu liegen, ist nicht gestattet.

Für Chandi sind seit seiner Ankunft sechs Monate vergangen, und es ist Zeit für eine erneute Evaluation. Mitglieder und



Freiwillige treffen sich dafür im „Cloud Room“, der wegen seiner himmelblauen Einrichtung so genannt wird. Die Diskussion und die finale Wahl dauern etwa 60 Minuten. Chandi steht nun in der „Snack Kitchen“ – der etwas kleineren Küche –, macht sich ein Brot und wartet auf sein Feedback. Clara kommt mit guten Nachrichten zurück. Er hat es erneut zum Mitglied geschafft.

Im Kanthaus werden außer Essen und Kleidung auch Meinungen offen geteilt. Die meisten Kanthausianer äußern sich positiv über Chandis Offenheit, seine Differenzen mit einem anderen Bewohner konnte er in den letzten Wochen klären. Also muss sich Chandi für die nächsten sechs Monate keine Gedanken machen. Außer vielleicht, in welchem Zimmer er am Abend schlafen möchte. Die Auswahl ist groß. ↙

Schön hygge hier: Kerzen anzünden, Zimtschnecken backen – warum haben wir es so irre gern gemütlich? Und was bedeutet dieser Rückzug ins Private? Der dänische Anthropologe Jeppe Linnet erklärt's uns auf fluter.de/wohnen





Der Name des Architekten scheint Programm: Als Harry Glück 1970 mit der Planung des Wiener Wohnparks Alterlaa begann, schwebten ihm Wohnungen für eine größtmögliche Zahl an Menschen vor, die alle freie Aussicht und eine große Nähe zur Natur bieten sollten. Der gemeinnützige Wohnbau im Eigentum der Stadt besteht aus drei 400 Meter langen Hochhäusern mit 3.181 Wohnungen, 14 Schwimmbädern (sieben davon auf Dächern), einer Zeitung und einem eigenen Fernsehsender. Eine Satellitenstadt mit Rundumversorgung, der es nicht an Angeboten und Lebensqualität fehlt. Bis zum 12. Stock haben sich die Terrassen mit der Zeit in kleine vertikale Wälder verwandelt – unmenschliche Wohnblöcke sehen anders aus. Da wundert es auch niemanden, dass die Wartelisten für die Wohnungen endlos sind.

Ein Stück von mir

Ich habe die Nase von Mama und Papas Allergien. Das schlechte Gewissen habe ich von beiden. Denn irgendwann kann ich auch ihr Haus haben, ohne je etwas dafür getan zu haben. Ich habe dieses Haus, im wahrsten Sinne des Wortes, nicht verdient. Erben ist keine Leistung, von leistungsfähigen Eltern abzustammen schon gar nicht.

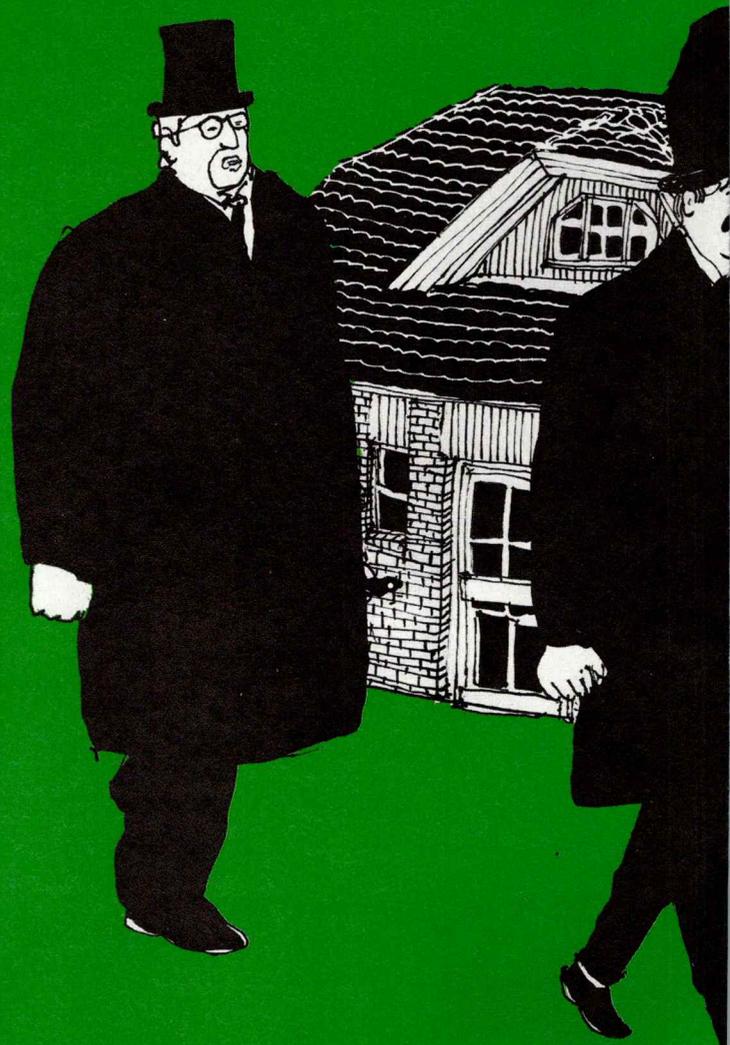
Wenig wird Deutschland in den kommenden Jahren so verändern wie die Milliarden, die die Generation meiner Eltern vererbt. Die Deutschen vermachen, unbeeindruckt von Kriegen, Währungsreformen und Inflationen, jedes Jahr mehr. Da ist natürlich viel Krempel dabei, Minibuchsammlungen und Fotoalben, Pelzmützen und Kristallgläser. Aber eben auch Firmen, Sparbücher und Festgeldkonten und - vor allem, mit etwa der Hälfte des Erbschaftsvolumens - Häuser und Grundstücke. Wie viel genau vererbt wird, kann niemand sagen. Knapp 400 Milliarden Euro jährlich, schätzt das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung. Das wären elf Prozent der deutschen Jahreswirtschaftsleistung. Zu diesem Erbvolumentum bringt es kaum ein anderes Land.

Ich, ein 1990 geborener Alleinerbe, bin Bote dieser „Erbengesellschaft“. In der vielfach nicht mehr Selbstverdientes darüber entscheidet, wie man lebt, sondern das Vermögen, das einem hinterlassen wird. Ein großer Teil dieser Gesellschaft wird, ob mit Abschlüssen dekoriert oder vor Ehrgeiz strampelnd, kaum je erreichen können, wofür andere nur ein Papier beim Notar unterschreiben müssen. Das Geld der Alten entscheidet über das finanzielle Glück und Unglück der Jungen. Ganz so, als steuerten wir nicht durch das 21., sondern zurück ins 19. Jahrhundert.

Die Deutschen revoltieren recht leise gegen diese Unwucht. Das liegt vermutlich daran, dass die Verständigung über den Nachlass Tabus mitbringt: Wer über Erbe spricht, kann Geld und Tod nicht auslassen. Und weil wenig so intim ist wie der Kontoauszug und das Sterben, schweigen viele lieber ganz.

Ich finde das falsch. Mein Fall, die weiß getünchten 105 Quadratmeter mit einem kleinen Erker und Terrasse, eingeklemmt zwischen zwei Eichen in einem Berliner Vorort, ist ein gutes Beispiel dafür, dass Erbe nur am Rande mit Tod und Geld zu tun hat. Klar: Zu erben, also finanziell von der Lebensleistung der Eltern zu profitieren, ist ein Privileg. Daneben geht es aber vor allem um Ideelles: Erbe ist konservierte Zeit, Ding gewordene Erinnerung.

Das Haus meiner Eltern war ein Zuhause, das ich jedem wünsche. Warum ich es trotzdem nicht haben möchte



Stehe ich vor unserem Haus, sehe ich wie in einer Art Doppelbelichtung meinen Opa, der, fast 70-jährig, im Unterhemd über den Dachstuhl klettert. Mama, wie sie Schnee schiebt im Wohnzimmer, das noch keine Decke hat. Und da hinten glimmt der rote Schädel meines Papas, der unter Ausstoß fantasievoller Flüche das Gelände zu einer Landschaft aus Steinterrassen zähmt, vielleicht in der Hoffnung, dass unser Vorort dann ein bisschen so aussieht wie Katalonien.

Wo wir schon bei Erinnerungen sind: Auch das zweite vermeintliche Tabuthema beim Erben, der Tod der Vererbenden, muss im Grunde keines sein. Dieser Text ist ja auch kein Nachruf, er zeigt meine Eltern nicht als vergangene Wesen, die ihrem Vermächtnis gütig hinterherlächeln. Er entsteht – ganz im Gegenteil – durch einen Neubeginn: Meine Eltern wollen mit Freunden eine Wohngemeinschaft beziehen, in der sie eines Tages bequemer altern können als in einem Haus voller Treppen. Und seit die beiden so klarsehen, höre ich eine Stimme. Sie spricht im Konjunktiv. Ich müsste vielleicht, sollte mal. Und hätte doch schon längst das Gespräch suchen müssen. Mit den WG-Plänen meiner Eltern wird es für mich ernst: Will ich überhaupt in unserem Haus wohnen?



Während „Ich erbe“ fürstlich klingt, nach unbegrenztem Geld und begrenzten Sorgen, habe ich das Haus all die Jahre vor allem als Last erlebt. Was meine Eltern in ihren Vollzeitjobs und Überstunden verdienen, geht noch heute direkt ins Haus oder an die Bank. Meine Schulfreunde verbrachten die Ferien im Robinson-Club oder in den USA, ich verreiste mit meinen Großeltern. Eine Fernreise haben meine Eltern mit mir gewagt. Das Hotel an der türkischen Küste sah im Reisekatalog ganz nett aus, war aber noch im Rohbau. Über das Frühstücksbüfett liefen Straßenkatzen, wir reisten früher ab. Allzu lang wollten wir unser Haus ohnehin nicht allein lassen. Sie seien nicht so die Fernwehtypen, sagt Mama immer.

Meine Eltern genießen es, in diesem Haus zu leben, unter einem Dach, das keine anderen Bewohner kennt, auf der Terrasse, deren Sonnenstühle niemand reserviert. Ob sie heute noch mal eines bauen würden, bezweifeln aber beide.

Ich habe als Kind kaum etwas vermisst. Erst später fiel mir auf, wie unfrei ich dieses Leben finde. Ich bin nach Berlin gezogen, wie so viele andere. Und kann heute, in dem Alter, in dem meine Eltern sich damals für das Haus entschieden, sagen, dass ich nicht zurückkomme. Je jünger man ist, desto unwichtiger erscheint einem materieller Besitz. Das legen zumindest Studien nahe. Die Vermächtnisstudie von „Zeit“, infas Institut für angewandte Sozialwissenschaft und Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung nennt uns eine „postmaterialistische“ Generation. Obwohl es letztlich teurer, ungesünder und auch irgendwie widernatürlich ist, lebe ich tatsächlich lieber auf wenigen Mietquadratmetern in der Großstadt. Wenn der Wasserhahn tropft, rufe ich meine Vermieterin an. Mir fehlen die Geduld und das Geschick, die mein Papa als gelernter Maschinenschlosser mitbringt. In meiner Familie sorgt das zuweilen für Heiterkeit („Zwei linke Hände und nur Daumen dran“), mich als Hausbesitzer würde es irgendwann vermutlich aufreiben, auch finanziell.

Wirtschaftlich spricht sowieso einiges gegen mich als Eigentümer: Wer einen Kredit abzahlt oder Rücklagen bilden muss, verzichtet im Zweifel lieber einmal öfter auf Restaurants oder Kurzurlaube. Die Verantwortung, die Besitz mit sich bringt, haben meine Eltern immer betont. Das Problem: Ich verdiene weniger und weniger konstant als sie, gebe aber ganz gern Geld aus und kann die Gedanken an die finanzielle Absicherung mühelos verdrängen. Bei Riester und Rürup denke ich an Talkshowgäste, nicht an Altersvorsorge. „Besitz“ kommt von „sitzen“, sagt man. Für mich ist das nichts.

Trotzdem kommt mir der Gedanke, zurückzuziehen, manchmal heldenhaft vor, wie ein stiller Akt der Selbstaufopferung: da zu bleiben, wo man herkommt, zu tun, was immer getan wurde, damit alles weitergehen kann, das Haus, der Garten, die Terrasse, das Leben. Wie sagt man seinen Eltern, dass man diesen Akt nicht aufführen möchte? Und damit womöglich auch ihr Leben irgendwann in Kisten packt? Ein Riesendilemma, dachte ich.

Meine Eltern sehen das anders. Wer das Haus nach ihnen bewohnt, habe nie eine Rolle gespielt, sagt Papa. „An diesem Haus hängen Verpflichtungen“, sagt Mama, „aber nicht für dich.“ Ich muss lächeln: Sie geben alles und gehen dann einfach unbeeindruckt weiter. Egal wie ich mich entscheide: Meine Eltern hinterlassen kein Haus oder Geld, sondern viel mehr: ihre Idee von Hingabe. ↵

Wie wir künftig wohnen werden,
hat große Auswirkungen auf
den Klimaschutz – und die Frage,
wie viel Platz wir wirklich brauchen,
ist ziemlich entscheidend



Aus dem

Häuschen

Von Lisa Santos und Mirjam Ratmann



„Das hier ist mein kleines Reich.“ Madeleine Krenzlin zeigt stolz auf ein schlichtes Holzhaus mit grauem Dach. Das Auffällige daran: Es steht auf Rädern und ist deutlich kleiner als die anderen Häuser auf dem Wochenendplatz, der etwa 20 Kilometer südlich von Bonn liegt. Krenzlins Haus ist ein sogenanntes Tiny House, auf Deutsch: ein „winziges Haus“.

Auf insgesamt 25 Quadratmetern hat die 36-Jährige alles, was sie braucht: eine Küche, ein Bad, eine Schlafzelle und einen Wohnbereich mit Sofa und Tisch. Für das Leben auf engstem Raum hat sie sich bewusst entschieden. Vor zweieinhalb Jahren kündigte die Energie-Managerin dafür ihren Job und fing an, sich selbst – ohne jegliche Vorkenntnisse – ein eigenes Tiny House zu bauen. Über ein Jahr hat sie dafür gebraucht. Inzwischen berät Krenzlin andere, die ein Tiny House bauen oder kaufen möchten.

Ursprünglich stammt das alternative Wohnkonzept aus den USA. Mittlerweile sind die kleinen Häuser auch in Deutschland im Trend. Besonders junge Menschen sehen darin die Möglichkeit, einen minimalistischeren Lebensstil pflegen zu können. Diese Erfahrung hat auch Krenzlin gemacht: „Bei dem wenigen Stauraum bin ich gezwungen, mich einzuschränken. Ich habe nur drei Hosen, mehr brauche ich nicht, und für mehr ist kein Platz.“ Für viele, die ein Tiny House besitzen, bedeutet der Minimalismus gleichzeitig auch ökologische Nachhaltigkeit. Wer wenig Raum bewohnt, verbraucht nicht nur weniger Rohstoffe beim Bauen, sondern muss auch weniger heizen und benötigt weniger Strom. In Deutschland entfallen etwa 35 Prozent des Energieverbrauchs der privaten Haushalte auf den Lebensbereich Wohnen. Beinahe gleich stark ist der Prozentsatz an CO₂-Emissionen – der Großteil davon entsteht beim Heizen.

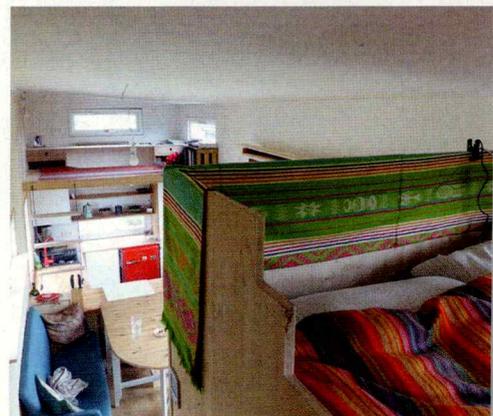
Sind Tiny Houses also die Lösung für umweltbewusstes Wohnen? Dieser Frage ist die US-Forscherin Maria Saxton nachgegangen und hat dafür 80 Personen befragt, die seit mindestens zwölf Monaten ein Tiny House bewohnen. Das Ergebnis: Das Leben im kleinen Haus verringerte den ökologischen Fußabdruck der Befragten im Durchschnitt um 45 Prozent. „Ich habe festgestellt, dass die Menschen nach der Verkleinerung dazu neigen, weniger energieintensive Nahrungsmittel zu

essen und umweltbewusstere Essgewohnheiten anzunehmen“, so die Wissenschaftlerin. Zudem fuhren die Teilnehmenden weniger Auto und produzierten weniger Müll.

Trotzdem sind nicht zwangsläufig alle kleinen Häuser nachhaltig. Werden sie etwa mit schlechter Dämmung gebaut, können auch sie viel Energie verbrauchen. Und dennoch regen Tiny Houses zum Nachdenken über umweltfreundliches Wohnen an. „Die kritische Auseinandersetzung damit, wie viel Fläche zum Wohnen überhaupt notwendig ist, ist wichtig und richtig“, sagt Christine Lemaitre von der Deutschen Gesellschaft für Nachhaltiges Bauen (DGNB).

Für Familien oder Menschen in Rente ist das Leben auf engstem Raum eher keine Option. Tiny Houses seien somit nur ein Baustein von vielen, um nachhaltiges Wohnen zu gestalten. „Sie

Küche, Bett, Bad: Im Tiny House ist alles vorhanden



eignen sich zur Aufstockung oder in Bereichen, wo aktuell keine Wohnungen existieren“, ergänzt Lemaitre. Derzeit erschweren baurechtliche Regelungen, dass jemand dauerhaft in einem Tiny House leben darf. Auch Madeleine Krenzlin darf nicht permanent in ihrem Haus wohnen. Für sie eine unbefriedigende Situation.

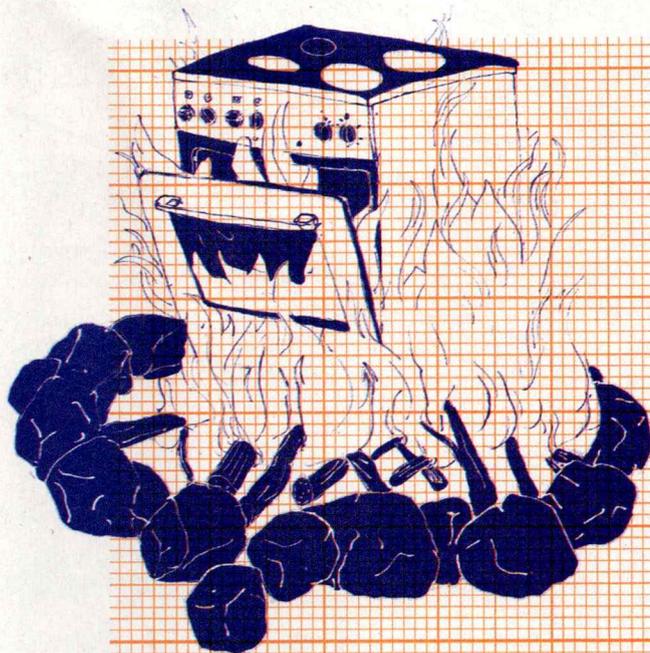
In erster Linie bedeutet nachhaltig wohnen Energie einzusparen. Diesem Grundsatz haben sich „Passivhäuser“ verschrieben, die so gebaut und ausgerichtet sind, dass neben einer guten Dämmung passive Quellen wie Sonneneinstrahlung, Abwärme von Haushaltsgeräten und Körperwärme ausreichen, um eine angenehme Temperatur zu erzeugen, und somit keine klassische Heizung benötigt wird. Viele basieren zusätzlich auf dem „Low-Tech“-Prinzip, also der Beschränkung auf unbedingt notwendige Komponenten der Gebäudetechnik, die sich einfach warten und unterhalten lassen und beispielsweise Klimaanlage überflüssig machen. Als Vorbild gilt etwa die neue Firmenzentrale einer Biolebensmittelkette in Darmstadt: Das Gebäude ist fast vollständig aus Lehm und Holz errichtet worden, Wärmespiralen in der Lehmfassade dienen als Heizung. Zur Stromgewinnung ist auf dem Dach eine Fotovoltaikanlage installiert worden, und eine Pumpe reguliert die aus der Erde gewonnene Wärme und somit die Temperatur.

Laut Lemaitre sei nachhaltige Stadtentwicklung immer auch eine Mischung von Baustilen und Technologien. In der Zukunft bräuchte es zudem Wohnformen, die relativ schnell umgenutzt werden könnten: die man also ohne viel Aufwand verkleinern oder vergrößern könne.

Madeleine Krenzlin hat es nicht bereut, sich ihren Traum vom Tiny House ermöglicht zu haben: „Für mich bedeutet wenig Wohnraum auch die Freiheit, mehr Zeit und Geld für Menschen und Erlebnisse zu haben, die mir wichtiger sind als Wohnfläche.“ Als Nächstes plant sie, eine Terrasse für ihr Zuhause zu bauen. ↙

46,5

Quadratmeter Wohnfläche hat jeder Einwohner in Deutschland im Durchschnitt. Das ist im internationalen Vergleich ziemlich viel. Die Gründe liegen vor allem in der zunehmenden Zahl der Singlehaushalte und dem Anstieg der Wohnfläche mit zunehmendem Alter.



Die Küche

Die Küche ist in einem gewissen Sinne sogar älter als die Wohnung selbst. Als simple Feuerstelle versammelte sie schon in der Steinzeit um sich, wer zum Rudel gehörte. Die griechische Herdgöttin Hestia, Hüterin des Feuers, war zugleich Hüterin des häuslichen Friedens.

Man könnte sogar sagen, dass die Küche das eigentliche Zentrum der Wohnung ist. Sie ist der Ort, an dem es auf jeder Party besonders lustig zugeht. In der WG ist sie so etwas wie das Plenum der Bewohner. Am Küchentisch werden wichtige Entscheidungen gefällt und Ermittlungen angestellt – etwa zur Frage, wer den Müll nicht getrennt oder sein Geschirr nicht abgespült hat.

Sie ist aber auch ein Ort, an dem die Rollenzuschreibung unter den Geschlechtern am deutlichsten wurde: der Mann bei der Arbeit, die Frau als fürsorgliche Haushälterin am Herd. Kein Wunder, dass Frauen im Zuge der Emanzipation die Küche zunehmend mieden. Stattdessen zog es plötzlich vermehrt Männer dorthin, die das Kochen allerdings weniger zur Versorgung ihrer Familie betrieben, sondern eher als Mittel zur Selbstverwirklichung und sich vom Messerblock bis zum Dampfgarer mit viel Gerätschaft einrichteten.

So gesehen ist die Küche ein hochpolitischer Ort, an dem heutzutage neben Genderdiskussionen auch Fragen zum tiergerechteren Fleischkonsum und überhaupt zum nachhaltigen Leben im Raum stehen.

Wo früher offenes Feuer war, wirken heute hochkomplexe Induktionskochfelder unter Glaskeramik. Wer hat, kann es hier zeigen. Wer nicht hat, kann den Fuhrpark an technischen Geräten bestaunen, vom antiken Kühlschrank bis zur modernen Mikrowelle. Oder sich ein Messer schnappen, zweite Schublade von oben, und mitschnipeln. Noch ein Bierchen?

Von Arno Frank



Interi Nr. 4, Thema: Wohnen

WIRTSCHAFTS SOZIOLOGIE

Wie kauft man mit anderen eine Immobilie,
wenn alle nicht viel Geld haben?
Gar nicht so einfach. Aber durchaus machbar

Florian steht in seinem Zimmer und streift sich einen quietschgelben Pullover über. Durch die zwei Holzfenster hinter ihm fällt das schwache Licht der Winter-sonne. Die Wände sind unverputzt, der Boden besteht aus abgeschliffenen alten Dielen. Der 33-Jährige hat einen Zottelbart und Zöpfchen, drei Kinder und ist, wenn man so will, Eigentümer von vier millionenschweren Häusern.

Es war im Sommer 2014, als klar wurde: Das ist es jetzt. Das muss es werden. Bei der ersten „Besichtigung“ des leer stehenden Häuserblocks im Leipziger Osten am Ende der Eisenbahnstraße mussten Flo und ein paar Freunde von der Uni erst mal verrammelte Türen öffnen und über einen Balkon im Hinterhof klettern, um die Häuser mit den Hausnummern 176, 178, 180 und 182 in Augenschein nehmen zu können. Bei der offiziellen Besichtigung gesellten sich dann zu der Studentengruppe noch ein Vertreter der Bank und jemand von der Stiftung Edith Maryon – die den gemeinnützigen Umgang mit Grund und Boden fördert.

In manchen Zimmern bröselte der Putz von der Wand, in anderen fehlten Fenster. Die Besuchergruppe stieg über tote Tauben, es regnete durchs Dach. Die vier Häuser hatten weder Heizung noch Strom noch fließend Wasser. Der Mann von der Stiftung schätzte die Kosten für eine Sanierung auf 700 Euro pro Quadratmeter, der Banker kam auf 2.500 Euro und insgesamt 5,5 Millionen für die Sanierung plus eine Million für den Kauf. Flo und seine Freunde lachten nervös. Das waren Summen, die sich keiner auch nur ansatzweise vorstellen konnte.

Die Fragen, die sie hatten, beschäftigten Menschen seit Langem: Wie kann man zusammen ein Haus kaufen, um in Zukunft ohne Angst vor Kündigung, steigenden Mieten oder Gentrifizierung zu leben? Und wie kann man dafür sorgen, dass so etwas Existenzielles wie Wohnraum nicht zum bloßen Spekulationsobjekt verkommt? Diese Fragen stellten sich auch die Gründer des sogenannten Mietshäuser Syndikats, dessen Anfänge 1983 in Freiburg liegen, und das Menschen hilft, Häuser gemeinsam zu erwerben – zum Wohnen, nicht

zum Spekulieren. Über 150 Projekte unterstützt das Mietshäuser Syndikat in Deutschland, darunter auch Flo und seine Freunde.

Dass sie die Häuser tatsächlich kaufen konnten, verdanken sie einem ziemlich komplexen Konstrukt: Offiziell gehört das Haus der „SchönerHäuser GmbH“, die die Gruppe damals gründete. Die GmbH macht Steuererklärungen und muss Buchhaltung führen. Alleinige Gesellschafter der GmbH sind zum einen die Bewohner des Hauses in Form eines Vereins, zum anderen das Mietshäuser Syndikat. Das Grundstück wiederum gehört der Stiftung, die damals auch bei der Besichtigung dabei war. Dass sie es auf 99 Jahre an die SchönerHäuser GmbH verpachtet, macht das Ganze zwar noch komplizierter, hat aber neben der Geldersparnis für den Verein einen weiteren Zweck: Die Häuser sollen auf immer und ewig nur der Gemeinschaft gehören. Am Ende haben Kauf und Sanierung rund drei Millionen gekostet, genau kann das keiner wirklich sagen. Nur so viel: Mit der Miete, die alle zahlen, werden die Kredite getilgt.

Und es kommt ja einiges an Miete zusammen: Über 80 Menschen leben nun in den Häusern, wobei die Mischung recht bunt ist: Manche gehen 40 Stunden in der Woche arbeiten, andere leben von Hartz IV oder studieren.

Mit seinen 64 Jahren ist Frank der älteste Bewohner und so etwas wie der

Die Gruppe ließ sich von einer Stiftung helfen, die zum Ziel hat, Häuser der Spekulation zu entziehen

Zuerst schätzte die Bank die Gesamtkosten auf 6,5 Millionen Euro – letztlich war es rund die Hälfte. Immer noch ziemlich viel, aber irgendwie haben sie's doch geschafft

Hausmeister. Damit stockt er seine 650 Euro Rente auf. Frank ist irgendwann nach dem Kauf zu dem Hausprojekt dazugestoßen, so genau hat hier keiner mehr die Jahreszahlen im Kopf. Da gab es die zähe Sanierungsphase vor dem Einzug 2017, und der damals arbeitslose Elektriker hatte einfach Lust, mit anzupacken. Er kannte sich aus, weil er früher, als er noch mit seiner Familie zusammenlebte, schon einmal ein Fachwerkhaus saniert hatte. Heute ist dieses Haus für ihn Geschichte, von seiner Frau lebt er getrennt, und die Kinder sind längst weggezogen.

Familie, das sei für ihn inzwischen dieses Hausprojekt hier. Als er das sagt, sitzt Frank in der 180 bei der 31-jährigen Anne auf dem Sofa und zieht an seiner E-Zigarette. In einem gewöhnlichen Mietshaus wären die beiden einfach Nachbarn und würden sich im Flur vielleicht mal „Hallo“ sagen. Im SchönerHäuser aber sind sie Mitbewohner. Wenn Annes Tochter mit ihrer besten Freundin spielen will, geht sie raus aus der Küche über den Balkon und läuft einmal quer durch Franks Wohnung.

Dann erzählt Frank von seinem Sohn. Der lebe in der Start-up-Wolke in Berlin für Tausende Euro Miete, fahre einen Tesla und begreife nicht, was sein Vater hier mache. Warum er sich das antue. Auch Annes Eltern hatten zunächst wenig Verständnis, erzählt sie. Diese riesige Bauruine und

die viele Arbeit, nur um am Ende ein Haus zu besitzen, das immer nur der Gemeinschaft gehört. „Bist du dir da auch ganz sicher?“, hatten sie damals ungläubig gefragt.

„Vielleicht auch zu Recht“, sagt Anne lachend. „Niemand hat damals auch nur im Ansatz begriffen, was das hier für eine krasse Aufgabe sein wird.“ Drei Jahre lang haben sie gearbeitet, teils im Schichtbetrieb, teils mit Dutzenden Handwerkern gleichzeitig. Sie haben Wände herausgerissen (manchmal auch die falschen) und andere eingezogen, haben Stromleitungen und Wasserrohre verlegt, haben von einem Berliner Kollektiv gelernt, eine Heizung einzubauen, und es nach dem zweiten Haus dann doch lieber richtigen Handwerkern überlassen. Wände mussten trockengelegt, alte Fenster und Türen repariert, Böden gefliest, Steinmauern verputzt, Pilzbefall entfernt werden.

Das Dach wurde neu gedeckt und die Fassade gestrichen. Es war eine riesige Baustelle mit Kran, Gerüst und Schuttberg.

In den letzten Jahren gab es auch innerhalb der Hausgemeinschaft viele Umbauten. Aus den Anfängen von SchönerHausen ist kaum noch jemand dabei. So gibt es denn unter Hausprojektlern auch ein Sprichwort: Eine Gruppe kauft, eine baut und eine andere wohnt.

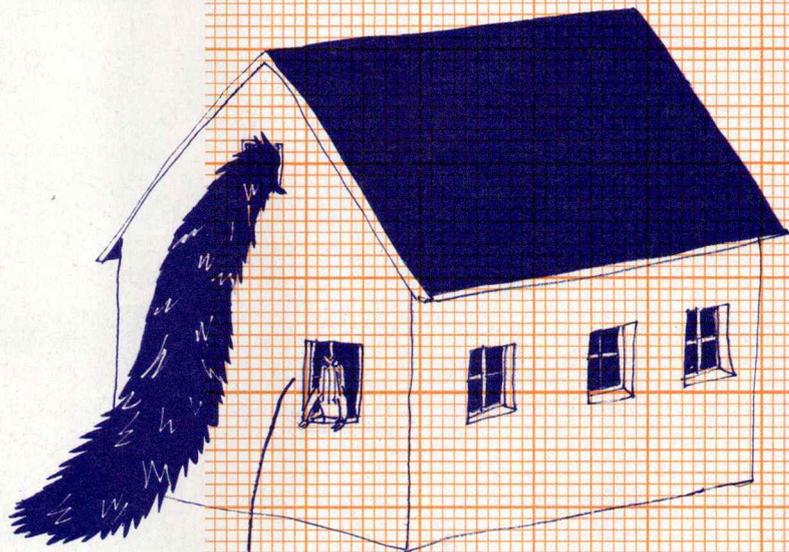
„Das sind alles krasse Prozesse“, sagt Flo. Beim Kauf habe er sich oft mit den Schulden allein und überfordert gefühlt, in der Bauphase wiederum zehrte das tägliche Arbeiten am Haus an allen. Nicht jeder hatte Zeit und Lust dazu. Und so kommt es, dass Flo heute einer der wenigen ist, die seit dem Kauf vor gut fünf Jahren immer noch dabei sind, der übrig ist aus der Gruppe der Initiatoren.

Aber wenn er so in Bademantel und Schlappen, das Babyfon in der Tasche, einmal quer durch den Garten schlurft, um mit seinen Mitbewohnern in der Wagensauna zu schwitzen, dann bereut er das nicht. ↩

27%

Das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung ermittelte im vergangenen Jahr, dass die Baulandpreise zwischen 2011 und 2016 um satte 27 Prozent gestiegen sind. Boden war noch nie so teuer.

Der Dachboden



SABRINA,

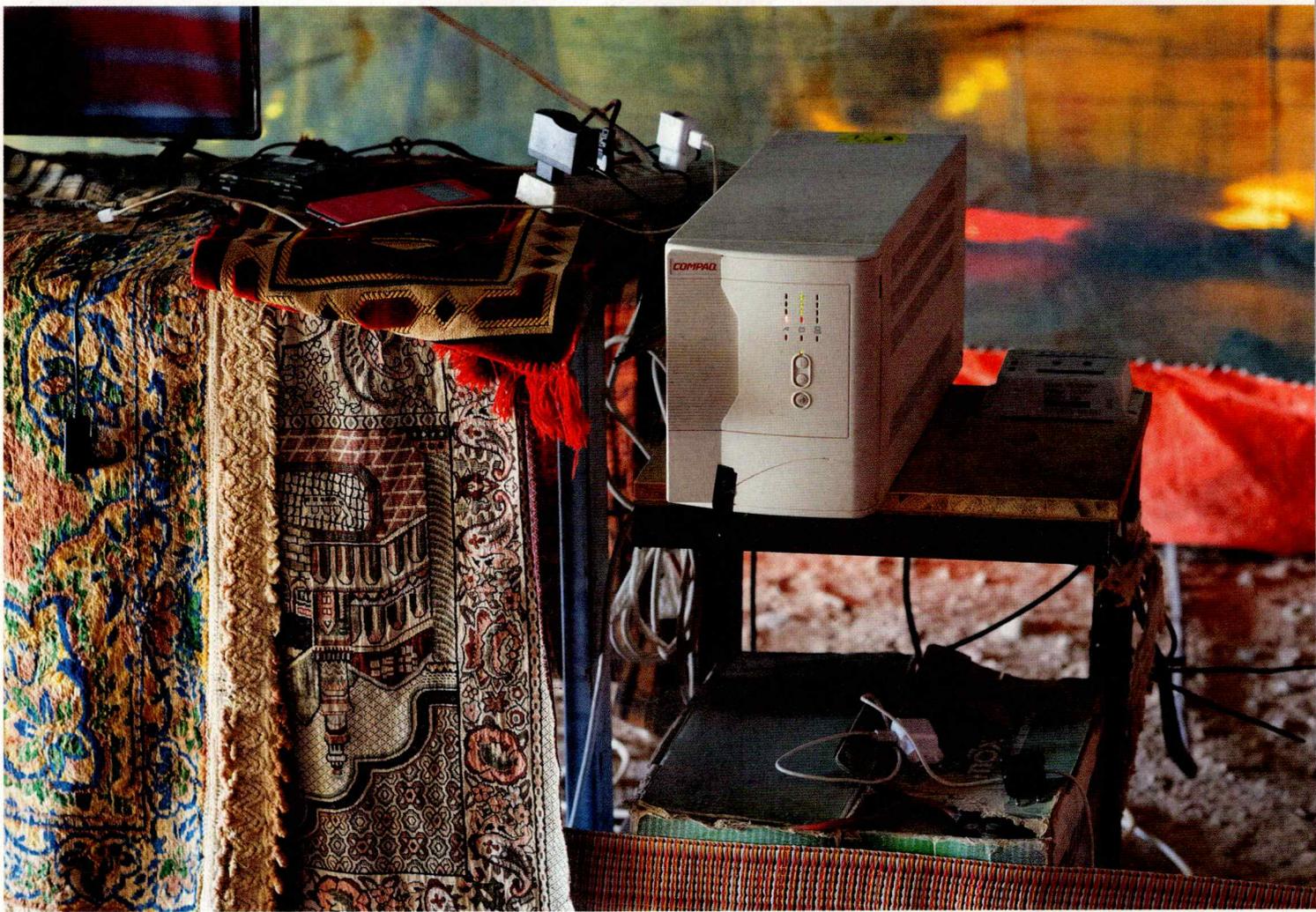
KANNST DU MA KURZ
AUFM DACHBODEN WAS
GUCKEN GEH'N?

Der Dachboden ist der Gegenpol des Kellers. Beide vereint die Funktion als Speicher, wie er auch genannt wird. Und beide werden gern von tierischen Untermietern in Anspruch genommen – im Fall des Daches von der Eule über die Taube bis zum Marder. Der Tierwelt kommt entgegen, dass der Dachboden von den menschlichen Hausbewohnern nur selten besucht wird. Vor allem, wenn er nur über eine ausfahrbare Schiebeleiter und eine Luke in der Decke erreicht werden kann.

Wo der Zugang bequemer ist, wird auf dem Boden vorzugsweise die Wäsche zum Trocknen aufgehängt, denn das Element des Dachbodens ist die Luft, die im schrägen Raum unter dem Dachfirst im Sommer wie in einer Sauna sein kann. Gespeichert wird hier nur, worauf man keinen regelmäßigen Zugriff braucht. Ausgemusterte Spielzeuge, Kisten mit vergilbten Fotografien, alte Kleiderschränke – sozusagen unsere Vergangenheiten, verpackt in Schatzkisten.

Als Raumreserve bietet sich der Dachboden – mehr noch als sein düsterer Bruder, der Keller – zum Ausbau an. Er könnte Mansarde werden und damit ein zusätzlicher Wohnbereich. Ist er dann erst einmal gedämmt, hat er allerdings seinen luftigen Charme verloren.

Von Arno Frank



Zeltbürger

Von Thore Schröder
Fotos: Nadia Bseiso

Der Besuch bei einer Beduinenfamilie in Jordanien zeigt, wie wenig der Mensch eigentlich zum Leben braucht. Erschwert wird das vor allem durch den Klimawandel

Als Abu Ibrahim den letzten Kaffee aus der kunstvoll gefertigten Kupferkanne in die kleinen Becher der Gäste gegossen hat, blickt er lächelnd aus dem Zelt mit der Feuerstelle in die Ferne. „Sei glücklich über das, was du hast“, sagt der Beduine, „und ärgere dich nicht über das, was dir fehlt.“

Abu Ibrahim und seine Familie – das heißt seine Frau und die sechs Kinder – haben in ihrem Zuhause in der rot schimmernden Wüste Jordaniens vor allem eins: ihre Ruhe. Ein Leben ohne den Lärm von Motoren und Maschinen, ohne ständige Berieselung durch Medien. Ein Leben der Einfachheit und der kurzen Distanzen. „Hinter diesem Berg dort wurde ich geboren“, Abu Ibrahim zeigt mit der rechten Hand Richtung Norden. Das war 1969, gut zwei Jahrzehnte nachdem seine Familie aus der Negev-Wüste vor den Wirren des Palästina-Krieges in die bergige Gegend südlich des Toten Meers geflüchtet war. „Hier haben wir damals für unsere Ziegen Nahrung gefunden.“

Heute wachsen an diesem Ort in der sandigen Erde zwischen dem roten Gestein fast nur noch dürre Akazien und blasses Gestrüpp. Einzig wo etwas Wasser aus den Leitungen tropft, blüht auch schon mal ein Oleanderbusch. Zwischenzeitlich hat sich in der Senke, die circa neun Kilometer vom letzten Dorf und vom Ende einer asphaltierten Straße entfernt liegt, eine kleine Beduinen-Gemeinde von vielleicht 30 Men-

schen und ihrem Vieh gebildet. Gut ein Dutzend Zelte und Hütten gibt es hier. Der Ort, den die Beduinen bewohnen, liegt in unmittelbarer Nähe eines einst von der jordanischen Königin Nur gestifteten weiß getünchten Schulgebäudes und der Feynan Ecolodge – ein Hotel für umwelt- und traditionsbewusste Touristen, das eine der wichtigsten Einnahmequellen für die Beduinen geworden ist. Sie arbeiten dort oder bieten den Urlaubern Führungen durch die Wüste an.

Abu Ibrahim bittet seine Gäste in den mit bunten Plastikmatten ausgelegten Empfangsbereich des Hauptzelts der Familie. Ausrichtung und Öffnungen der rund 15 Meter langen Konstruktion orientieren sich an der Windrichtung. Der vordere Teil ist mit Koransuren und einer bunten Girlande dekoriert. Hinter einem raumbreiten Vorhang liegt der private Bereich. Hier lagern in mannshohen Stapeln Dutzende Matratzen, Kissen und Decken. Schränke, Tische, Stühle – all das gibt es hier nicht. Auch Strom ist rar. Er kommt aus einer kleinen Fotovoltaikanlage, die eine Autobatterie auflädt, die den Strom speichert – zum

Beispiel für einen Fernsehabend nach dem Fastenbrechen.

Hinter einem weiteren Raumbreiter liegt der Waschraum mit einer alten Zinkwanne. Rund zwei Stunden am Tag fließt Wasser durch die Leitungen, die von einem talaufwärts gelegenen Brunnen am Haus vorbeiführen. Für den

Betrieb einer Toilette reicht das nicht, ihre Notdurft verrichten die Familienmitglieder irgendwo zwischen den Felsen, in gebührendem Abstand zu den Zelten.

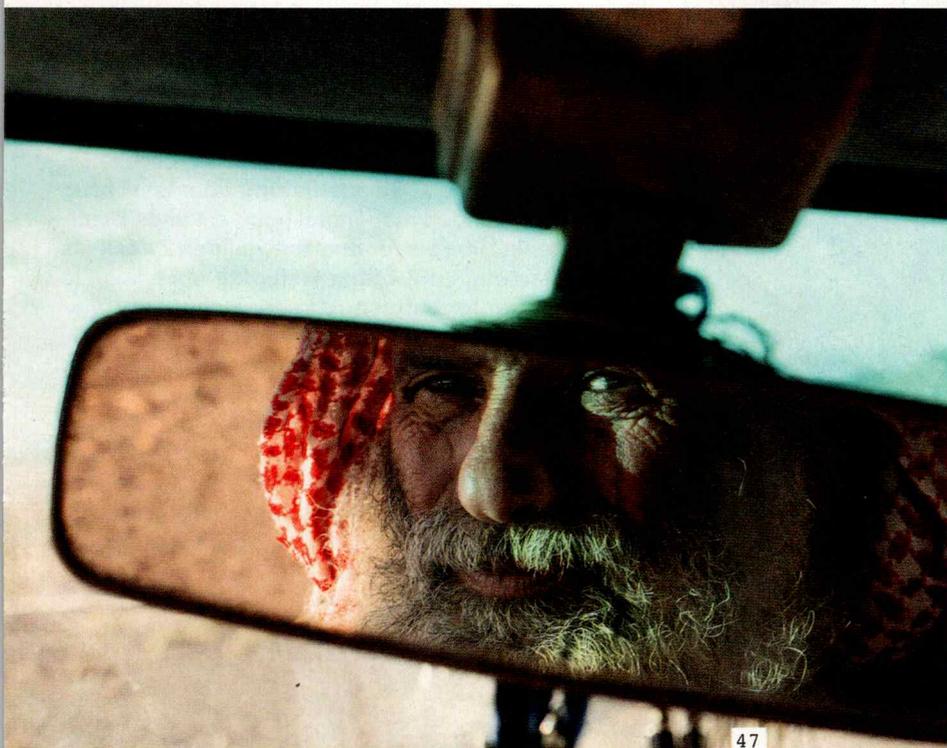
Abu Ibrahim arbeitet als Hirte und Touristenführer, seine Frau Dschamala hält das familiäre Zuhause zusammen, im wahrsten Sinne des Wortes: Sie vernäht Plastikplanen und alte Säcke zu Zeltwänden und -decken. Das Haupt- und das danebenstehende Kü-

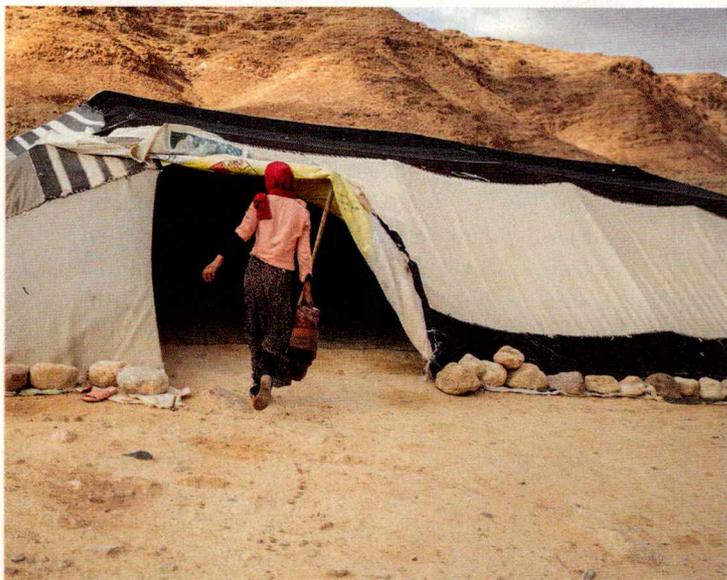
chenzelt sind, anders als das kleine Feuerzelt, mit je 80 Zentimeter breiten Bahnen aus gewebter Ziegenwolle gedeckt. Bei Regen quillt die Wolle auf und macht die Außenhaut dichter, außerdem lässt das Öl in der Wolle das Wasser abperlen. So bleibt es im Inneren des „Bait al Sha'ar“ (das bedeutet: Haus aus Haaren) warm und trocken. Das Gerüst für Tücher und Planen bilden Metall- und Holzstäbe.

Nur der Boden des Küchenzelts ist aus Hygienegründen mit Beton ausgegossen. Hier gibt es Metallteller, Regale aus alten Kisten und einen Gasherd.

„Aber einen Kühlschrank haben wir nicht“, sagt Abu Ibrahim und zeigt auf eine Kiste mit Tomaten: „Die müssen wir innerhalb von vier Tagen verbrauchen, sonst werden sie schlecht.“ Täglich

backt Dschamala das dünne Fladenbrot Sadsch und manchmal auch das dickere A'arboud direkt in der Glut des Feuers. „So schmeckt es viel besser“, sagt Abu Ibrahim, nachdem er die Asche lautstark abgeklopft und das Brot in dampfende Stücke geteilt hat. Fleisch





gibt es nur, wenn gerade ein Huhn geschlachtet oder eine der Ziegen zum Metzger gebracht wird. Doch Abu Ibrahim hat längst nicht mehr so viele Ziegen wie noch vor einigen Jahren.

„Früher hatte ich 200 Ziegen, jetzt sind es nur noch 30. Mehr kann ich mir nicht mehr leisten.“ Zwar wurde es in Feynan im Sommer schon früher oft über 40 Grad heiß, sodass er mit seiner Familie von Juni bis Oktober in ein kühleres Quartier in den Bergen zog, doch mittlerweile sind auch die Winter zum Problem geworden. „Seit zehn Jahren regnet es selbst zwischen Oktober und März kaum noch. Deshalb muss ich meinen Ziegen zufüttern“, sagt Abu Ibrahim und öffnet das große blaue Fass, in dem eine Mischung aus Gerste, Weizen und Kleie lagert. Im Monat kostet allein das Ziegenfutter umgerechnet 51 Euro – für den Beduinen ein Vermögen.

Als eine Gruppe, die stark von den Gegebenheiten der Natur abhängig ist, nehmen die Beduinen die Auswirkungen des Klimawandels stärker wahr. Fakt ist: Ohne das Geld, das Abu Ibrahim durch das Kaffeekochen und die Touren für die Touristen der Ecolodge verdient (buchbar als „Bedouin Experience“), könnte er seine Familie schon jetzt nicht mehr ernähren. Deshalb ist sich Abu Ibrahim sicher: „Meine Kinder werden bald nicht mehr so leben wie ich. Sie ziehen in die Stadt.“

Folgen des Klimawandels:
Durch die zunehmende Trockenheit hat die Familie immer weniger Ziegen



Raumkunde V

Der Keller



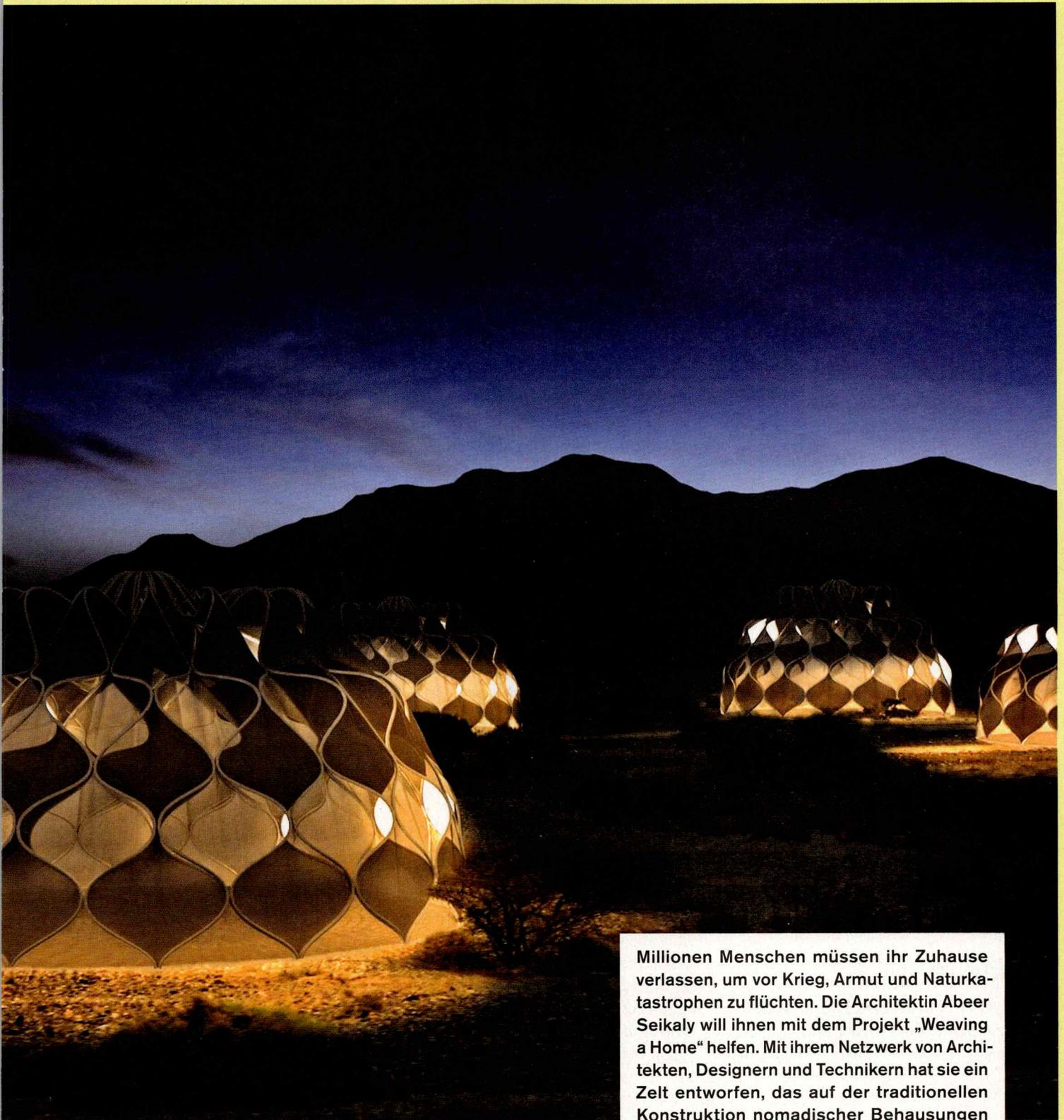
In Zeiten ohne Strom war der Keller im Grunde ein großer Kühlschrank. Weil Erde jahreszeitliche Schwankungen der Temperatur nur langsam leitet, bewahrte dieser Raum auch im Sommer noch lange die Kälte des Winters. In der kalten Jahreszeit wiederum war es oft der einzige Ort, an dem sich Flüssiges nicht in tiefgefrorene Klötze verwandelte. Der klassische Keller hat sein eigenes Klima. Nicht zu kalt, nicht zu warm. Aufbewahrt wird hier deshalb allerlei Verderbliches, von der lichtscheuen Kartoffel bis zum Apfel. Das macht den Keller attraktiv für Nagetiere.

Seine Größe entspricht meistens dem Grundriss des Hauses, in dessen Fundament er eingebettet ist. Ein Überschuss an Platz, der sich zur Lagerung von Kohle und allerlei Gerümpel anbietet. Hätte das Haus eine Seele, wäre der Keller sein Unterbewusstsein. Dort schlummert, was man vielleicht gar nicht so genau wissen will.

In großen Mietshäusern wirkt er manchmal wie eine Miniatur der überirdischen Wohnverhältnisse. Da reiht sich Parzelle an Parzelle, vollgestopft mit alten Möbeln, Skiausrüstung oder Werkzeug – an den Wänden manchmal noch ein altes Blechschild als Hinweis für den zeitweiligen Zweck als Schutzraum, im Zweiten Weltkrieg etwa, als die Menschen im Luftschutzkeller Schutz vor den Bomben suchten.

Seine potenzielle Kerkerhaftigkeit wurde dem Keller ausgetrieben, als er in den 1970er-Jahren zum Hobby- oder Partykeller wurde – mit Hausbar und Tischtennisplatte –, mancher hat sich hier auch seine Werkstatt eingerichtet, um beim Basteln zu entspannen. Darüber hinaus beherbergt der Keller die Heizung. Und ist damit so etwas wie der Maschinenraum des Hauses.

Von Arno Frank



Millionen Menschen müssen ihr Zuhause verlassen, um vor Krieg, Armut und Naturkatastrophen zu flüchten. Die Architektin Abeer Seikaly will ihnen mit dem Projekt „Weaving a Home“ helfen. Mit ihrem Netzwerk von Architekten, Designern und Technikern hat sie ein Zelt entworfen, das auf der traditionellen Konstruktion nomadischer Behausungen beruht, wobei das Zeltgewebe verschiedene Funktionen hat: Die Lücken bilden kleine Fenster und Frischluftkanäle, sie bieten Stauraum und fangen Regenwasser auf. Dehnbare Solargewebe sorgt dafür, dass die Zeltbewohner heizen können und Elektrizität haben. Bei aller Alltagstauglichkeit geht es auch um eine Ästhetik, hinter der eine politische Idee steckt: Die Schönheit der Zeltstädte soll den Bewohnern Würde geben und als Symbol für die Hoffnung auf ein neues Leben stehen.

Filme, Bilder und Artikel
auf fluter.de



fluter kommt in die
Altpapiertonne
und nicht in den
Bio-Müll !!!

Wie wär's mal mit aufräumen?

Ein seit Tagen im Ofen vergessener Auflauf, der schon schimmelt, Berge ungespülten Geschirrs: Was in WGs für Konflikte sorgt, ist oftmals schon optisch ein Ärgernis. Zerwürfnisse kann es aber auch wegen Stapeln unbezahlter Rechnungen oder wegen eines politischen Aufklebers auf dem Kühlschrank geben, der einem Mitbewohner den Appetit verdirbt. Wir bitten euch, uns Bilder und kurze Beschreibungen solcher Steine des Anstoßes zu schicken: Warum gab es in eurer WG Zoff? Wir bitten dann einen Mediator um Rat.

Mietgedacht

Wer in die erste eigene Wohnung zieht oder dort wieder rauswill, kann sich im Netz die Finger wund suchen:

Muss ich die Räume immer frisch gestrichen übergeben? Wie lange darf ich untervermieten, wenn ich mal wieder für längere Zeit auf Reisen bin? Und wie viel Zugeständnisse an das extrem geräuschempfindliche Pärchen unter mir muss ich wirklich machen? Einfache Antworten gibt es in unserem Wohn-FAQ.

Trautes Heim

Als Kind oder Jugendlicher in ein Heim ziehen zu müssen ist sicher hart. Riesige Schlafsäle, schlechtes Essen, unfreundliche Erzieher - die Assoziationen, die das Wort Jugendheim bei vielen auslöst, kommen aber wohl eher aus alten Filmen als aus der Realität. Aber wie ist das Leben und Wohnen in einer Einrichtung für sozialpädagogisch betreutes Wohnen wirklich? Wir fragen einen, der aus seinem Leben in einer betreuten Jugend-WG erzählt.

Vorschau

Wenn bei einem Anschlag Menschen getötet und schwer verletzt werden, dann ist das der blanke Horror. Und mit jeder dieser furchtbaren Nachrichten, die uns erreichen, verändert sich auch die Gesellschaft: Freiheiten stehen infrage, weil wir uns besser schützen wollen, Ängste und Vorurteile vergiften das Klima. Erschreckend ist aber auch der Gedanke, dass wir uns an den Schrecken gewöhnen könnten. Es ist an der Zeit, ganz genau hinzusehen: Woher kommt dieser Hass? Und was ist nötig, damit es wieder friedlicher zugehen kann zwischen den Menschen? Der nächste fluter widmet sich dem Thema „Terror“.

Impressum

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung

Ausgabe 74, Thema Wohnen,
Frühjahr 2020

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb)
Adenauerallee 86, 53113 Bonn
Tel. 0228/99515-0

Redaktion

Thorsten Schilling (verantwortlich/
Bundeszentrale für politische Bildung/
schilling@bpb.de),
Oliver Gehrs (redaktionelle Koordination)

Bildredaktion

Trine Skraastad

Artredaktion

Sabine Kornbrust

Mitarbeit

Anja Bengelstorf, Emran Feroz, Arno Frank,
Sabrina Gaisbauer, Oliver Geyer, Paul Hofmann,
Annette Kammerer, Noelle Konate, Sascha
Lehnartz, Quentin Lichtblau, Lissi Pörnbacher,
Mirjam Ratmann, Katharina Reckers, Natascha
Roshani, Jenni Roth, Lisa Santos, Daniel C.
Schmidt, Thore Schröder

Dokumentation

Kathrin Lillenthal

Korrektorat

Tina Hohl, Florian Kohl

Redaktionsanschrift / Leserbrief

fluter – Magazin der Bundeszentrale für
politische Bildung,
DUMMY Verlag, Torstraße 109, 10119 Berlin,
Tel. 030/300230-233, Fax -231, post@fluter.de

Redaktionelle Umsetzung

DUMMY Verlag GmbH, Torstraße 109,
10119 Berlin
ISSN 1611-1567
Bundeszentrale für politische Bildung
info@bpb.de
www.bpb.de

Abonnement & Leserservice

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Im Auftrag der Bundeszentrale für
politische Bildung
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821 / 945-295, Fax 07821 / 945-22295
abo@heft.fluter.de

Kostenloses Abo bestellen, verlängern oder abbestellen

www.fluter.de/heft-abo
abo@heft.fluter.de

Nachbestellungen

Publikationsversand der Bundeszentrale für
politische Bildung/bpb, Postfach 501055,
18155 Rostock
Fax 038204/66-273,
www.bpb.de/shop
Nachbestellungen von fluter werden von
1 kg bis 20 kg mit 5 Euro kostenpflichtig.

Druck

Ernst Kaufmann GmbH & Co. KG, Druckhaus
Raiffeisenstraße 29, 77933 Lahr
Tel. 07821/945-0, info@druckhaus-kaufmann.de
www.druckhaus-kaufmann.de

Bildnachweise

Illustrationen Frank Höhne;
Rosi Feist (S. 4, 26-27)
Cover Benny Lam/Society for Community Organization;
U2 Sabine Kornbrust; S. 3 Steffi Loos/
Getty Images; S. 4 Ingmar Björn Nolting; Nadia
Bselso; Olaf Selchow/imago images; S. 5 Ben
Murphy, „Bruno (iii), Andalusia, Spain, 2015“,
aus der Serie Riverbed; S. 6-9 Sibylle
Bergemann/OSTKREUZ; S. 9 (r.) Privat; S. 11
Lee Materazzi; S. 12 Olaf Selchow/imago images;
S. 15-16 Tobias Kruse/OSTKREUZ; S. 18-19 Jana
Sophia Nolle; S. 22 Ulmer Nest; S. 24 Daniel
C. Schmidt; S. 25 Paul Kariuki Munene; S. 28-31
Benny Lam/Society for Community Organization;
S. 32 Lauren Greenfield/INSTITUTE; S. 33 Danila
Tkachenko, Escape #16 2013; S. 34-36 Ingmar
Björn Nolting; S. 37 Zara Pfeifer aus „Du,
meine konkrete Utopie“; S. 40-41 Lisa Santos;
S. 42-43 Annette Kammerer; S. 46-48 Nadia
Bselso; S. 49 Aber Seikaly; S. 50 Sabine
Kornbrust; U3 Olivia Wengefeld

Papier: Dieses Magazin wurde auf
umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
Papier gedruckt.

Ausführliche Informationen zu Datenschutz
und Betroffenenrechten findest du hier:
www.fluter.de/datenschutz

Schön und gut, sagst du.
Aber warum macht ihr denn
nicht mehr über Wohnen
auf dem Land, über das
Gedränge in den Städten
oder auch darüber,
wie der Klimawandel
das Wohnen verändert?

Neulich in einer WG in Kreuzberg



Gut, dass wir schon ein paar andere Hefte
gemacht haben. Du findest alle unter fluter.de/hefte

Täglich *tiefer* blicken

Bundeszentrale für politische Bildung, Adenauerallee 86, 53113 Bonn

P 01203 PVSt

Deutsche Post 

10225281

57 / 5388

Herr Matthias Coers
Reichenberger Str. 177
10999 Berlin



ZA

Auf fluter.de gibt's
immer was Neues

